
Digitized by Google

Erläuterungen

zu

den deutschen Klassikern.

Erste Abtheilung:

Erläuterungen zu Goethes Werken.

IV. Wilhelm Meisters Wanderjahre.

Leipzig,

Verlag von Ed. Wartig.

1876.

Wilhelm Meisters Wanderjahre

von

Goethe.

Erläutert

von

Heinrich Düntzer.

Zweite, neu durchgesehene Auflage.

Leipzig,
Verlag von Ed. Wartig.
1876.

Darauf kommt es an, daß der Mensch etwas ganz entschieden verstehe, vorzüglich leiste.

Entstehung.

Liegt den Lehrjahren der das Jahrhundert der Aufklärung beherrschende Trieb nach freier, schönmenschlicher Entwicklung, Bewährung und Darstellung reiner Menschheit zu Grunde, so stellen sich die Wanderjahre auf den unserm Jahrhundert angehörenden staatsbürgerlichen, gesellschaftlichen Standpunkt, indem sie von der auf der Menge schwer lastenden Noth ausgehen, deren Hebung sie in der tüchtigen Ausbildung zu wahrer Ehrfurcht und zu vollkommener Fertigkeit in dem einem jeden von der Natur zugewiesenen Fache hoffnungsvoll erschauen. Schon vor dem Abschluß der Lehrjahre hatte Goethe, zunächst durch Schiller veranlaßt, eine Fortsetzung ins Auge gefaßt, worin dieselben Personen noch einmal auftreten sollten, und zu diesem Zwecke wurden ein paar Verzahnungen angebracht, so daß wir vom Plane eines sich über die ganze Welt ausbreitenden Bundes hören, zu dessen Ausführung sich Jarno nach Nordamerika, der Abbé nach Rußland begeben soll (VIII, 7), und am Schlusse wird eine Reise Wilhelms nach Italien in Aussicht gestellt. So sollten sich denn die Wanderjahre an die Lehrjahre anschließen; indessen ließ

der Dichter diese beabsichtigte Fortsetzung bald fallen oder einstweilen auf sich beruhen. Dagegen beschäftigte ihn der Gedanke an eine Reihe von kleinern Erzählungen, welche durch denselben Faden, den er in den Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten so glücklich gefunden hatte, mit einander verbunden werden sollten. So schrieb er denn bereits am 3. Februar 1798 an Schiller, er habe ein halb Dutzend Märchen und Geschichten im Sinne, die er als zweiten Theil der Unterhaltungen bearbeiten wolle. Zu diesen gehörten ohne Zweifel die neue Melusine und die pilgernde Thörin. Die erstere will Goethe bereits seiner geliebten Friederike in der Laube zu Sesenheim erzählt und kurz darnach aufgeschrieben haben (am Ende des zehnten Buches von Wahrheit und Dichtung), was indessen eine bloße Ausschmückung seiner Darstellung des sesenheimer Liebeslebens zu sein scheint. Nach dem glücklichen Gelingen des Märchens in den Unterhaltungen lachte ihn manchmal die neue Melusine an oder, wie er selbst sie damals nennt, „das Weibchen im Kasten", „das undenische Pygmäenweibchen", welches er auf seiner Schweizerreise im Herbst 1797 zusammenzuschreiben hoffte, wozu er aber nicht gelangen konnte. Die pilgernde Thörin wollte er nach einem kleinen französischen Roman: La folle en pélérinage, erzählen, aus welchem er bereits vorher die Romanze der Müllerin Verrath (Ballade 19) geschöpft hatte; jener Roman war im Jahr 1789, wo er in den Cahiers de lecture (II) erschien, zu Weimar an der Tagesordnung gewesen. Vielleicht schwebten ihm auch schon St. Joseph der zweite, der Mann von funfzig Jahren und andere Erzählungen vor, die später in die Wanderjahre aufgenommen wurden. In Bezug auf die erstgenannte ist die Anfrage bemerkenswerth, welche Goethe unter dem 10. März 1799 an seinen Freund den Maler

Heinrich Meyer richtete: „Sagen Sie mir doch, was ist die gewöhnliche Suite von Gemälden, wenn die Geschichte des heiligen Josephs des Pflegevaters vorgestellt wird?“ Diese Folge findet sich bei Goethe wirklich (I, 2). Zu dem Manne von funfzig Jahren dürfte Kotzebues im Jahre 1795 erschienenes, nach dem Französischen bearbeitetes einaktiges Lustspiel der Mann von vierzig Jahren den Dichter veranlaßt haben. Dort verliebt sich die schöne siebenzehnjährige Mündel in ihren Vormund, der, obgleich er schon „die vierzig Jahre passirt ist“, sich durch gleichförmige Lebensart, Zufriedenheit und Mäßigkeit so wohl erhalten hat, daß er für einen Dreißiger gilt, ja sie gibt ihm vor jungen, tolldreisten Kammerjunkern den Vorzug. Genauer durchdacht ward der Plan zu dieser Erzählung erst am 5. Oktober 1803.

Im Jahre 1807 entschloß sich der Dichter, die ihm vorschwebenden kleinen Erzählungen durch die Person des wandernden Wilhelm Meister mit einander in Verbindung zu setzen. Am 17. Mai, dem ersten Pfingsttag, um halb sieben Uhr Morgens diktirte er das erste Kapitel (die Flucht nach Aegypten), die drei folgenden an den nächsten drei Tagen. Noch vor seiner am 25. Mai begonnenen karlsbader Reise scheint der Anfang der neuen Melusine entstanden zu sein, die in Karlsbad vollendet wurde, wo er noch manche Züge zu seiner Darstellung gefunden haben dürfte. An Frau von Stein schreibt er den 10. August von Karlsbad aus: „Seit zehn Wochen und darüber habe ich in meinem stillen Leben schon mehrere Epochen gehabt. Erst diktirte ich kleine romantische Erzählungen, dann ward gezeichnet, dann kam das Stein- und Gebirgsreich an die Reihe, und nun bin ich wieder zur freien Phantasie zurückgekehrt, eine Region, in der wir uns zuletzt immer noch am besten finden.“ Er hatte kurz vorher den Mann [illegible]ig Jahren, wohl bis zu dem von

Sohne veranlaßten Morgenbesuch bei der schönen Wittwe (II, 3) diktirt *), dann aber auch die Briefe zwischen Lenardo, der Tante und den Nichten, welche die Geschichte vom nußbraunen Mädchen einleiten (I, 6); denn unter dem 4. August ist in Goethes Tagebuch angemerkt: „Der Mann von funfzig Jahren bis zu einer gewissen Epoche. Einleitung der Geschichte der Inen (vgl. daselbst die „Nachschrift um Nachschrift") in Briefform." Die Uebersetzung der pilgernden Thörin ward während des Aufenthalts zu Karlsbad vorgenommen. In den beiden folgenden Jahren beschäftigten den Dichter die Wahlverwandtschaften, die anfänglich auch für die Wanderjahre bestimmt waren. Die nochmals durchgesehene pilgernde Thörin erschien bereits im Jahre 1808 im Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1809, ohne Hindeutung auf die Wanderjahre. Im Mai 1809 sah Goethe die Erzählung St. Joseph der zweite durch und sandte sie an Cotta, in dessen Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1810 sie als Anfang des ersten Buches von Wilhelm Meisters Wanderjahren erschien. Nach dem ersten Kapitel findet sich die Bemerkung: „Hier folgt im Original (?) ein Brief an Natalien, wodurch die Wanderjahre eingeleitet und an die Lehrjahre angeknüpft werden." Erst 1810 kehrte Goethe zu den Wanderjahren zurück; er begann das nußbraune Mädchen, wozu er die Einleitung schon vor drei Jahren entworfen hatte. Doch blieb der Roman gleich darauf volle zehn Jahre lang liegen, da ganz andere Arbeiten eine größere Anziehungskraft auf den Dichter übten. Das nußbraune Mädchen bis zur Trennung Wilhelms von Lenardo, der Mann von funfzig

*) Die Fortsetzung beginnt mit den Worten „Frauenzimmerliche Arbeiten".

Jahren bis zum Morgenbesuch bei der schönen Wittwe und die neue Melusine erschienen in den Jahrgängen 1816—1819 des genannten cottaschen Taschenbuches. Die letztere Erzählung hat mit dem nußbraunen Mädchen des englischen Dichters Chaucer (1328—1400), das schon Goethes Schwager Schlosser übersetzt hatte, nur den Namen gemein.*) Fassen wir die verschiedenen damals für die Wanderjahre bestimmten Erzählungen zusammen, so sollte Wilhelm nach der ursprünglichen Absicht des Dichters von manchen Geschichten Kunde erhalten, welche die Nothwendigkeit der Bezähmung der Leidenschaft und gefaßte Entsagung lehren, und er selbst zur Entwirrung solcher leidenschaftlichen Verwicklungen mitwirken. Gerade am Anfange tritt diesem in St. Joseph dem zweiten fromme Beschränkung in einem wunderlieblichen Bilde vor die Seele. Kaum dürfte dem Dichter bereits damals ein genauer Plan des Ganzen und dessen eigentliche Entwicklung klar vorgeschwebt haben. An Frau von Stein verräth er im Jahre 1810, als er eben mit dem nußbraunen Mädchen beschäftigt ist, nichts weiter, als sein Wilhelm werde vermuthlich unterwegs einigen schönen Kindern begegnen, die er hie und da im Verborgenen aufziehe. Daß er aber schon um diese Zeit eine Schilderung der armen Spinner und Weber in den Gebirgen beabsichtigte, wo das nußbraune Mädchen von Wilhelm aufgefunden werden sollte, ja daß er zu diesem Zwecke sich mit der Bearbeitung der Baumwolle näher bekannt machte, ergibt sich aus dem Briefe an Meyer vom 3. Mai 1810. „Ich habe diese Tage nach Ihrer Anleitung die Baumwolle gut studirt", schreibt er diesem von Jena aus, „und suche nun einen hinlänglichen realen Zettel zu einem poetischen Einschlag vorzubereiten.

*) Vgl. die Erläuterungen zu den lyrischen Gedichten II, 309.

Sollten Ihnen noch irgend lokale, individuelle, persönliche Züge einfallen, deren Ihr Aufsatz sehr schöne enthält, so beschenken Sie mich damit. Ihr Garnträger z. E. (vgl. III, 5) ist eine treffliche Person, die mir sehr zu Statten kommt." Meyer hatte ihm, als geborener Schweizer, über die von Webern überfüllten schweizer Thäler genaue Auskunft ertheilt, und seine Ausführungen über die Art des Spinnens mögen zum Theil wörtlich in das erst später hinzugefügte Tagebuch Lenardos übergegangen sein. *) Von den Bedingungen, die sich Wilhelm auferlegen mußte, findet sich in diesen Anfängen der Wanderjahre noch keine Spur; die ganze Art ihrer Verbindung mit den Lehrjahren scheint dem Dichter noch unklar gewesen zu sein. Lenardo, die Nichten, der Oheim und die Tante treten schon hier auf; auch von der Absicht, den Felix einer Anstalt zu übergeben, ist die Rede, und wir sehen Wilhelm bereit, dem nußbraunen Mädchen nachzuspüren, um so einen edlen Mann von seiner Gewissensunruhe zu befreien.

Erst im Jahre 1820 kehrte Goethe zu den Wanderjahren zurück; er schrieb damals die Erzählung Wer ist der Verräther? und setzte das nußbraune Mädchen fort, wodurch er genöthigt war, den Faden der Haupthandlung weiter zu verfolgen. Mit eintretendem Winter ward die Anordnung des Ganzen und die Ausfüllung der Lücken ernstlich vorgenommen. Vorher hatte er die vier letzten Bücher der Lehrjahre nach langer Zeit wieder einmal hintereinander durchgelesen, wobei es ihm „Freude und

*) Meyer besuchte auch im Jahre 1817 wieder seine schweizer Heimath und kehrte erst im folgenden Frühling zurück. Damals, wo sich ihm die schreckliche Noth besonders aufdrängte, mag er sich mit den Verhältnissen der Weber noch genauer bekannt gemacht und Goethe aus seinen damaligen Berichten manches entnommen haben.



Beruhigung machte", daß er den Roman durchaus symbolisch fand, da hinter den vorgeschobenen Personen durchaus etwas Allgemeines, Höheres verborgen liege. Den 20. Dezember meldet er Boisserée, der Druck der Wanderjahre werde nun anfangen. Es komme ihm sehr wunderbar vor, bemerkt er dabei, ein zwanzigjähriges Manuscript, an das er bisher kaum gerührt, redigirend abzuschließen; dasselbe erscheine ihm als ein wiederkehrender Geist, freilich jugendlicher und liebenswürdiger als der jetzige Autor und die jetzige Zeit. Der Druck begann im Januar 1821; schon am 22. fand der Kanzler Müller ihn mit dem Zusammenheften von Korrekturbogen beschäftigt. Vor Ende Mai lag der mit Lenardo's Rede (jetzt III, 9) schließende erste Band ausgedruckt vor. „Ich nahm das Manuscript vor", äußert Goethe selbst in den Annalen, „aus einzelnen zum Theil schon abgedruckten kleinen Erzählungen bestehend, welche, durch Wanderungen einer bekannten Gestalt verknüpft, zwar nicht aus einem Stück, aber doch in einem Sinn erscheinen sollten. Es war wenig daran zu thun, und selbst der widerstrebende Gehalt gab zu neuen Gedanken Anlaß und ermunterte zur Ausführung." Wie wenig ihm selbst die Bearbeitung gelungen schien, verrathen die dieser Ausgabe vorgesetzten Verse:

Und so heb' ich alte Schätze,
Wunderlichst in diesem Falle;
Wenn sie nicht zum Golde setze,
Sinds doch immerfort Metalle.
Man kann schmelzen, man kann scheiden,
('S) wird gediegen, läßt sich wägen;
Möge mancher Freund mit Freuden
Sichs nach seinem Bilde prägen!

Der Dichter hatte jetzt in seinem Romane den Gedanken der

Entsagung weiter ausgeführt und dem Ganzen eine staatsbürgerliche Idee zu Grunde gelegt, indem er die Ansicht hervorkehrte, daß jeder Einzelne durch geregelte, seinen Anlagen und Fähigkeiten entsprechende Thätigkeit zur Förderung des Ganzen das Seinige beitragen müsse. Von diesem Standpunkt aus ist auch die pädagogische Provinz und der damit in Verbindung stehende Wanderbund entworfen; denn gegen die nach den Befreiungskriegen immer mehr überhandnehmende Auswanderungssucht tritt der Dichter hier entschieden auf. „Das Auswandern geschieht in betrüglicher Hoffnung eines bessern Zustandes", erklärt Friedrich hier, „doch sie wird beim erfolgenden Einwandern gar oft enttäuscht, weil man sich, wohin man auch gelange, immer wieder in einer bedingten Welt befindet, und wenn man auch nicht zu einer abermaligen Auswanderung genöthigt wird, dennoch den Wunsch darnach im Stillen zu hegen geneigt ist. Wir haben uns daher verbündet, auf alles Auswandern Verzicht zu thun und uns dem Wandern zu ergeben. Hier kehrt man nicht dem Vaterlande auf immer den Rücken, sondern man hofft, auch auf dem größten Umwege, wieder dahin zu gelangen, reicher, verständiger, geschickter, besser, und was aus einem solchen Lebenswandel Vortheilhaftes hervorgehn mag." Was die Handlung selbst betrifft, so ist zwischen St. Joseph und dem nußbraunen Mädchen das Zusammentreffen mit Montan (Jarno) und das Auffinden des Kästchens eingefügt, weiter, ehe der Mann von funfzig Jahren mitgetheilt wird, Wilhelms Besuch des alten Freundes von Lenardo und die Uebergabe von Felix an die Vorsteher der pädagogischen Provinz. Auf wunderliche Weise wird Wilhelm angewiesen, nach Mignons Geburtsort zu reisen, wo er die mit dem Mann von funfzig Jahren bekannten, jetzt auch in den Orden der Entsagenden aufgenommenen beiden Frauenzimmer antrifft;

die pädagogische Provinz betritt er erst nach dem Verlauf eines Jahres wieder. Darauf wird eine Zusammenkunft mit Lothario und dem Abbé angedeutet, woran sich eine wundersame Erscheinung Nataliens anschließt, die der Dichter selbst als höchst unwahrscheinlich bezeichnet und mit jenen Märchen vergleicht, durch welche man die Neugier des Hörers lange mit Wundern hinhalte, bis man zuletzt erkläre, es sei nur von einem Traum die Rede gewesen. Endlich kommt Wilhelm mit dem Wanderbunde zusammen, als dessen Häupter er Friedrich und Lenardo findet. Lenardo hat das nußbraune Mädchen entdeckt, dessen Zustand Wilhelm nicht richtig beurtheilt hatte. Von einer der Nichten, von Hersilien, vernimmt Wilhelm, daß das Schlüsselchen zu seinem Kästchen gefunden ist. Nicht besonders geschickt werden bald vor dem Ende des Bandes (die neue Melusine, die pilgernde Thörin und Wo stickt der Verräther? kurz hintereinander eingeschoben. Mit der Entlassung der Wandernden, nicht Auswandernden, durch Lenardo schließt der Band. Der Zweck des Bundes wird hier noch einmal bestimmt hervorgehoben. „Niemand sehen wir unter uns, der nicht zweckmäßig seine Thätigkeit jeden Augenblick üben könnte, der nicht versichert wäre, daß er überall, wohin Zufall, Neigung, ja Leidenschaft ihn führen könnten, sich immer wohl empfohlen, aufgenommen und gefördert, ja von Unglücksfällen möglichst wiederhergestellt finden werde.“ Lenardo's Tagebuch, die Rückkehr von Felix aus der pädagogischen Provinz und die Wanderung der verbündeten Freunde nach Amerika sollten ohne Zweifel den Inhalt des zweiten Bandes bilden, wobei auch die Eröffnung des Kästchens von Bedeutung gewesen sein würde. Besonders durch Briefe Wilhelms an Natalien hat Goethe die Verbindung mit den Lehrjahren versucht, was ihm aber um so weniger gelang, als dieser Roman ihm bereits fremd

geworden war. Auch die Verknüpfung der einzelnen Stücke unter sich ist meist mißrathen; durch Zwischenreden sind die Lücken nicht ausgefüllt, sondern nur noch auffallender gemacht.

Bei allen von Goethe im Roman selbst eingestandenen Schwächen dieser Redaktion der alten Papiere, deren Lücken auszufüllen ihm größtentheils ungenügend gelang oder so bedenklich schien, daß er sie gar nicht versuchen wollte, fand diese besonders als Fortsetzung der Lehrjahre wunderliche Erscheinung, deren anziehendsten Theile dazu längst bekannt waren, besonders bei den Verehrern des Dichters freundliche Aufnahme. Boisserée erklärte sich durch die große Mannigfaltigkeit wie durch die frische, anmuthige, wunderbare und natürliche, heitere und ernste Darstellung erfreut und erbaut. „Die allerliebsten, zum Theil neckischen Geschichten, die neuen, oft ganz abweichenden und fremdartigen Ansichten, die das Buch enthält, werden die deutsche Welt sehr in Bewegung setzen, das Urtheil auf das verschiedenste in Anspruch nehmen.“ Besonders angesprochen habe ihn die Ausführung des Gedankens, daß die Leidensegschichte in besondern Räumen dargestellt werden solle. Auch über die Ausübung der Kunst habe er viel Treffliches und Weises gefunden, das für eigene Erfahrung und Ueberzeugung das rechte Wort biete; nur habe er bedauert, daß hier die Maler gegen die Baukünstler und Bildhauer sehr zu kurz abgekommen, da diesen, welche das reichste und schwierigste Fach hätten, doch vorzugsweise Belohnung und Ermunterung zu wünschen gewesen. Der Dichter, der über eine solche Anerkennung sehr erfreut war, erwiederte, das Ganze sei, wenn auch nicht aus einem Stücke, doch gewiß in einem Sinne geschrieben; der Freund werde im zweiten Bande den Maler, wenn auch nicht in so großer Gesellschaft wieder finden. Er wollte damals wohl noch den Maler sich dem Kreise der Verbündeten anschließen lassen. Als Goethe's junger Freund

Karl Ernst Schubarth diesem seine ungeduldige Erwartung andeutete, wie er aus dem Unzusammenhängenden des ersten Bandes sich herauswinden werde, erwiederte dieser: Zusammenhang, Ziel und Zweck liege innerhalb des Büchleins selbst, dessen Aufgabe sei, mehrere fremdartige äußere Ereignisse dem Gefühle als übereinstimmend entgegenzubringen; der zweite Theil werde nicht mehr befriedigen als der erste, doch hoffe er demjenigen Leser genug zu thun, der diesen wohl gefaßt habe. Ganz auf dieselbe Weise sprach er sich gegen den Chorherrn Zauper in Pilsen aus.

Varnhagen von Ense in Berlin gab im Gesellschafter Briefe über den Roman, die, wenn sie auch von einer gewissen Ueberschwänglichkeit sich nicht frei hielten, doch dem Dichter wohlthun mußten, da sie seinen Absichten sinnig nachspürten. So erfreute ihn auch der Versuch des Gymnasialdirectors Kayßler in Breslau, in einem Schulprogramme seine in der Beschreibung der pädagogischen Provinz ausgesprochenen Ansichten mit denen Platos in der Republik zusammenzustellen. Freilich waren fast gleichzeitig mit den goetheschen Wanderjahren die falschen des protestantischen Pfarrers Fr. W. Pustkuchen-Glanzow zu Lieme bei Lemgo erschienen, in welchen diese fromme Seele in einer sich als Fortsetzung der Lehrjahre ankündigenden salbaderischen Dichtung nicht bloß über diese, sondern über alle Schöpfungen seines Dichtergeistes den Bann aussprach. Die breitspurige zu einem dicken Buche angeschwollene Schrift des schreibseligen jüngern Prof. Schütz in Halle: Goethe und Pustkuchen oder über die beiden Wanderjahre Wilhelm Meisters und ihre Verfasser (1823) konnte Goethe um so weniger befriedigen, als dieser, wenn er sich auch gegen den eben so einseitigen und schiefen als leidenschaftlichen Angriff auf Goethe erklärte, doch die pustkuchenschen Wanderjahre für ein durch eigenthümlichen dichterischen und

philosophischen Geist bedeutendes Werk erklärte. Dagegen hatte er große Freude, als Tieck in demselben Jahre mit einem guten Worte gegen den vor einem Betruge sich nicht scheuenden pietistischen Pfarrer in seiner Novelle die Verlobten auftrat. Gleichzeitig schrieb Immermann, damals Referendar in Magdeburg, gegen Pustkuchen das Fastnachtsspiel: Ein ganz neues Trauerspiel vom Pater Brey, dem falschen Propheten und einen Brief über die falschen Wanderjahre.

Die in Aussicht genommene Vollendung des Romans hatt unterdessen nach dieser ersten, etwas rasch hingeworfenen Anordnung nicht gelingen wollen. Der Dichter fühlte zu wohl, daß er bei der bisherigen Verknüpfung die Dichtung zu keinem glücklichen Abschluß bringen könne; außer den vielen Lücken, manchen schroffen Uebergängen, der Ueberladung des Schlusses mit eingelegten Erzählungen und andern Mängeln drängte sich ihm die Nothwendigkeit einer weiteren Ausführung des das Ganze mannigfach durchziehenden Grundgedankens auf; sein Genius sagte ihm, daß die Entwicklung von Wilhelm selbst, von welcher bis dahin keine Spur sich zeigt, schon frühe angedeutet, Felix inniger in die Handlung verwoben und das Ganze zu einer lebendigern Einheit zusammengeschlossen werden müsse.

Manche andere Arbeiten der verschiedensten Art nahmen seine ganze Thätigkeit in Anspruch, unter ihnen Faust und die neue Ausgabe seiner Werke. Die Chronologie der Entstehung goethescher Schriften hinter den Werken läßt Goethe freilich schon im Jahre 1825 die Geschichte des nußbraunen Mädchens fortsetzen und die neue Bearbeitung der Wanderjahre beginnen, doch erst nach der in den ersten Monaten des folgenden Jahres gelungenen Vollendung der Helena ging er an die Wanderjahre. In diesem Sommer äußerte er eines Tages gegen Ecker-

mann, er habe den ersten Theil ganz aufgelöst und werde nun durch Vermischung des Alten und Neuen zwei Theile bilden; er lasse das Gedruckte ganz abschreiben und merke die Stellen an, wo er Neues auszuführen habe; komme der Schreiber an ein solches Zeichen, so diktire er weiter. Dies gelang freilich nicht; denn ein andermal bemerkte er Eckermann, die Wanderjahre seien nun ganz abgeschrieben; die Stellen die er neu zu machen habe, seien mit blauem Papier ausgefüllt, so daß er, was noch zu thun sei, sinnlich vor Augen habe. So wie er vorrücke, verschwänden die blauen Stellen immer mehr, und er habe seine Freude daran. Aber noch am 26. Juli meldete er Boisserée, er gedenke sich bald auf die Wanderjahre zu werfen, bei denen er sich offenes Feld lasse, und wolle nicht voraus wissen, was es werden solle, selbst auf die Gefahr hin, ins Humoristische zu gerathen. Am Ende des Jahres begann er die ihm seit fast dreißig Jahren im Sinne liegende „Tiger- und Löwengeschichte“ als Erzählung für die Wanderjahre zu bearbeiten; er beendete die jetzt als Novelle in den Werken stehende Geschichte am Anfang des folgenden Jahres. Den 30. Dezember meldet er Boisserée, er werde im nächsten Vierteljahre nach Beseitigung desjenigen, was noch für die erste Lieferung seiner Werke zu thun sei, an einer zwar angenehmen, doch bedenklichen Arbeit fortfahren, an der Sonderung, Rekonstruktion, Ausarbeitung und Abrundung der Wanderjahre, die nach den seltsamen Schicksalen, die sie erdulbet hätten, ein wunderliches Opus geben müßten. Den 17. Februar äußerte er, diese rückten auch zu, und er begreife jetzt, daß diese nicht früher hätten zu Stande kommen können. Ende Mai war er in der Ausarbeitung so weit fortgeschritten daß er meinte, es bedürfe nur noch weniger Binsen, um den Straußkranz völlig zusammenzuflechten, was am Ende, meinte er, auch jeder gute Geist thäte,

das einzelne auf- und anfassend, und vielleicht besser. Allein der Dichter, der sich daran stumpf gearbeitet hatte, täuschte sich selbst darüber; denn in dem jetzt auf drei Bände berechneten Roman war noch gar viel zu thun, da es überall mehr oder weniger bedeutende Lücken gab. „Hier fehlt etwas in der Exposition", schreibt Eckermann, dem Goethe im Frühjahr 1828 die Handschrift vorlegte, „hier ist ein geschickter Uebergang zu finden, damit dem Leser weniger fühlbar werde, daß es ein kollektives Werk sei; hier sind Fragmente von großer Bedeutnng, denen der Anfang, andere, denen das Ende mangelt, und so ist an allen drei Bänden noch sehr viel nachzuhelfen, um das bedeutende Buch zugleich annehmlich und anmuthig zu machen." Eckermann suchte Goethe zu dem Entschluß zu bestimmen, den ganzen Sommer allein der Vollendung dieses bedeutenden Werkes zu widmen. Allein die Ausführung dieser Absicht wurde durch die Erschütterung gehemmt, in welche sich des Dichters ganzes Wesen durch die am 15. Juni anlangende Nachricht von dem unerwarteten Hinscheiden seines langjährigen Fürsten und Freundes, des Großherzogs Karl August, versetzt fühlte. Um sich den trüben Eindrücken zu entziehen und im frisch belebenden Hauche der freien Natur sich zu neuer Thätigkeit möglichst herzustellen, zog er sich nach dem großherzoglichen Schlosse Dornburg zurück. Erst am 11. September traf er in Weimar wieder ein, wo seine nächste, schwer lastende Sorge auf die Vollendung der Wanderjahre gerichtet war, da die Handschrift um Weihnachten zum Druck abgesandt werden mußte. Goethe hielt sich so angestrengt an die Arbeit, daß die beiden ersten Bände noch zeitig genug an die cottasche Buchhandlung abgehn konnten, doch ergab sich beim Drucke, daß man sich durch die weitläufige Schrift des Abschreibers hatte täuschen lassen, so daß besonders der zweite Band zu klein ausfallen würde. Von diesem Uebelstand

benachrichtigt, wußte der damals mit dem dritten Bande vollauf beschäftigte Dichter sich nur dadurch zu helfen, daß er Eckermann beauftragte, aus zwei starken Stößen handschriftlicher Bemerkungen einige Druckbogen zusammenzustellen, welche zur Ausfüllung des Raumes dem zweiten und dritten Bande hinzugefügt werden sollten. So traten denn an den Schluß dieser Bände die Betrachtungen im Sinne der Wanderer und die Bemerkungen unter der Ueberschrift: Aus Makariens Archiv *); jeder Abtheilung wurde ein bedeutendes Gedicht hinzugefügt. In ähnlicher Weise hatte Goethe seinen Wahlverwandtschaften Betrachtungen aus Ottiliens Tagebuch eingefügt, die aber zu dem Roman selbst in näherer Beziehung standen. Noch vor Mitte des Februar war der dritte Band völlig abgeschlossen; das Ganze erschien erst am Anfange des Juni.

„Als nun aber die Wanderjahre erschienen", erzählt Eckermann, „wußte niemand, wie ihm geschah. Den Gang des Romans sah man durch eine Menge räthselhafter Sprüche unterbrochen, deren Lösung nur von Männern vom Fach, d. h. von Künstlern, Naturforschern und Literatoren, zu erwarten war, und die allen übrigen Lesern, zumal Leserinnen, sehr unbequem fallen mußten. Auch wurden die beiden Gedichte (Vermächtniß und bei Betrachtung von Schillers Schädel, beide hier ohne Ueberschrift, letzteres mit der Bemerkung: „Ist fortzusetzen") so wenig verstanden, als es geahnet werden konnte, wie sie nur möchten an solche Stellen gekommen sein. Goethe lachte dazu

*) Makariens Archiv wird bereits I, 10 erwähnt und zugleich versprochen, man werde die nächste sich darbietende Gelegenheit benutzen, dasjenige, was Wilhelm hier gefunden, mit Auswahl darzubringen. Der Roman enthält mehrere solcher nicht gehaltenen Versprechen.

Es ist nun einmal geschehen, sagte er heute (am 15. Mai 1831), und es bleibt jetzt weiter nichts, als daß Sie bei Herausgabe meines Nachlasses diese einzelnen Sachen dahin stellen, wohin sie gehören, damit sie bei einem abermaligen Abdruck meiner Werke schon an ihrem Ort vertheilt stehen, und die Wanderjahre sodann, ohne die Einzelnheiten und die beiden Gedichte, in zwei Bände zusammenrücken mögen, wie anfänglich die Intention war." Und so bilden denn jene früher den Wanderjahren zugegebenen Sprüche jetzt die erste und sechste Abtheilung der Maximen und Reflexionen und die vierte der Betrachtungen über Naturwissenschaft.

Goethe freute sich, als „das neue Geschling der Wanderjahre", wozu er, „aus innerer Nothwendigkeit, aus äußerer Veranlassung, aus Ueberzeugung und Grille getrieben, sein Bestes habe thun müssen", endlich vollendet vorlag. Boisserée sprach ihm für dieses „höchst anziehende und gehaltreiche Buch" seinen wärmsten Dank aus, das ihm den „seltsam angenehmsten Eindruck" gemacht und ihn so angemuthet habe, daß er bei Darstellung der Sitten und Verhältnisse unserer Zeit einen Ariost in ungebundener Rede zu lesen geglaubt, ein Genuß, den er bei der ersten Bearbeitung nicht gefühlt habe, wonach dieser eine Folge der neuen vollkommen gelungenen Komposition sein müsse. Goethe erwiederte: dem einsichtigen Leser bleibe der Ernst und die Sorgfalt nicht verborgen, womit er diesen zweiten Versuch, so disparate Elemente zu vereinigen, aufgefaßt und durchgeführt; freilich hätte er das Werk noch reicher ausstatten, lakonisch behandelte Sätze ausführlicher hervorheben können, allein man müsse zu endigen wissen; auch habe der Setzer zum Abschluß genöthigt, vielleicht zum Vortheil des Ganzen, das sonst leicht hätte lästig werden können, anstatt daß jetzt, wenn er dem Zeugnisse des Freundes trauen

dürfe, Gefühl, Verstand und Einbildungskraft ungenirt ihre Rechte behaupteten und abwechselnd, theils einzeln, theils in Gesellschaft, sich frei ergehn möchten. Auch von andern Seiten erhielt der Dichter freundlichste Anerkennung dieser neuesten dichterischen Leistung. Als Fr. Rochlitz, der vor kurzem seine persönliche Bekanntschaft mit dem Dichter erneuert hatte, ihm die Stellen bezeichnete, die er sich aus den Wanderjahren angeeignet habe, erkannte er dies dankbar an. In seinem Briefe vom 28. Juli heißt es: „Eine Arbeit, wie diese, die sich selbst als kollektiv ankündiget, indem sie gewissermaßen nur zum Verband der disparatesten Einzelnheiten unternommen zu sein scheint, erlaubt, ja erfordert mehr als eine andere, daß jeder sich zueigne, was in seiner Lage zur Beherzigung aufrief, und sich harmonisch wohlthätig erweisen möchte. Wenn ich daher die von Ihnen, mein Theuerster, angedeuteten Stellen wieder aufschlug, war es eine angenehme Unterhaltung mit einem abwesenden Freunde, wo ich eine Spiegelung und Widerschein, gleiche Gesinnung, gleiches Bestreben zu eigener Bestärkung gewahrte. Denn das darf ich wohl sagen: was ich in meinen Schriften niedergelegt habe, ist für mich kein Vergangenes, ich seh' es, wenn es mir wieder vor Augen kommt, als ein Fortwirkendes an, und die Probleme, die hie und da unaufgelöst liegen, beschäftigen mich immerfort, in der Hoffnung daß im Reiche der Natur und Sitten dem treuen Forscher noch gar manches kann offenbar werden." Als er den 2. September ihn bat, mit seinen Betrachtungen über den Roman fortzufahren, bemerkte er: „Es ist mir dies, wenn es von Freunden geschieht, die größte Belohnung für die Aufmerksamkeit, die ich dieser Arbeit gewidmet. Die Umbildung der darin enthaltenen, schon einmal in anderer Form erschienener Elemente war für mich ein ganz neues Unternehmen, wozu mich nur die Liebe zu einzelnen Theilen,

welche mehr und mehr auf eine zierliche Weise einander anzunähern hoffte, bewegen und mich in einer anhaltenden thätigen Aufmerksamkeit freudig erhalten konnte. Schon werd' ich von manchen Seiten her, von zart aufmerkenden Lesern wirklich auf die anmuthigste Weise belohnt, von solchen, die, was ihren Gesinnungen und Gefühlen gemäß ist, ergreifen und sich als Menschen gegen den Autor, insofern er menschlich ist, verhalten. Nun wird es mich sehr freuen, auch von Ihnen, der sich übersichtlich, denkend und vergleichend in solchem Falle verhält, manches gute Wort zu hören. Denn dem Autor muß dran gelegen sein zu erfahren, daß ihm seine Absichten nicht mißglückt, sondern daß vielmehr die geistigen Bolzen und Pfeile dahin gereicht und da getroffen, wohin er sie gerichtet und beabsichtigt." Den 23. November erwiederte er: „Ueber das Allgemeine, was in den Wanderjahren etwa beabsichtigt, in welchem Sinne sie geschrieben, haben Sie, mein Theuerster, gar manches Gute und Ausreichende gesagt. Mit solchem Büchlein aber ist es, wie mit dem Leben selbst: es findet sich in dem Komplex des Ganzen Nothwendiges und Zufälliges, Vorgesetztes und Ungeschlossenes, bald gelungen bald vereitelt, wodurch es eine Art von Unendlichkeit erhält, die sich in verständige und vernünftige Worte nicht durchaus fassen noch einschließen läßt. Wohin ich aber die Aufmerksamkeit meiner Freunde gerne lenke, und auch die Ihrige gern gerichtet sähe, sind die verschiedenen, sich von einander absondernden Einzelnheiten, die doch, besonders im gegenwärtigen Falle, den Werth des Buches entscheiden. Da würden Sie mir denn eine besondere Gefälligkeit erzeigen, wenn Sie bemerken wollten, was Sie vorzüglich, wie man zu sagen pflegt, angesprochen, was Ihnen als neu oder erneut gegolten, was mit Ihrer Denk- und Empfindungsweise zusammengetroffen, was derselben widersprochen, was Sie in Gefolg

dessen, einstimmig oder im Gegensatz, weiter bei sich auszuführen geneigt gewesen. Das Büchlein verleugnet seinen kollektiven Ursprung nicht, erlaubt und fordert mehr als jedes andere die Theilnahme an hervortretenden Einzelnheiten. Dadurch kommt der Autor erst zur Gewißheit, daß es ihm gelungen sei Gefühl und Nachdenken in den verschiedensten Geistern aufzuregen. Hierüber habe ich in Briefen die anmuthigsten Aeußerungen, und wie selbst junge und weibliche Seelen von ganz gelinden, aber gründlichen Zügen ergriffen werden. Wollen auch Sie auf diese Weise mir wohlthätig sein, so erkenne es mit verbindlichstem Dank. Nicht leicht unterhält man sich über dergleichen mündlich, eine gewisse Scheu hält uns ab; dagegen ist man im Schreiben freier, und man vertraut sein Innerstes gern in die Ferne." Gegen den Kanzler Müller sprach er am 18. Februar 1830 seinen Aerger aus, daß Rochlitz bestimmte einzelne Mittheilungen der durch diesen Roman empfangenen Eindrücke verweigert, statt dessen die alberne Idee gefaßt, das Ganze, das nur ein Aggregat sei, systematisch konstruiren und analysiren zu wollen.

Den Dichter hatte es doch gefreut, als der berliner Professor der Philosophie H. G. Hotho in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik, deren Mitarbeiter er selbst war, eine erläuternde Uebersicht und Würdigung des Romans gab, und so auf die Bedeutung dieses Werkes seines Alters hinwies, aber eine allgemeine Anerkennung sollte der Roman bei seinen Lebzeiten nicht finden. Die große Lesewelt, am meisten die empfindsame, wußte nicht, was sie aus dem Ganzen machen solle, das man für ein völlig mißlungenes Erzeugniß des grillenhaften Alters hielt. Varnhagen von Ense wies gleich nach dem Tode des Dichters in dem bedeutenden Aufsatze Im Sinne der Wanderer, der auch seine Werke schmückt, im letzten Heft der goetheschen

Zeitschrift Kunst und Alterthum auf die hohe Bedeutung des Romans für die große gesellschaftliche Aufgabe der Gegenwart und auf seine Verwandtschaft mit den auf die Neugründung der Gesellschaft gerichteten Bestrebungen der Franzosen hin. In ähnlicher Weise wie Varnhagen sprach sich Rosenkranz sechs Jahre später über die Wichtigkeit der Wanderjahre für die Frage nach der Gestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse aus *), und wetteifernd haben darauf Karl Grün (1842), Ferdinand Gregorovius (1849) und Alexander Jung (1854), die beiden letztern in besonderen Schriften, der erste in dem Buche über Goethe vom menschlichen Standpunkte, diese Bedeutung des Romans weiter zu entfalten gesucht, freilich nicht ohne dem Dichter manches unterzuschieben, was seiner Absicht fern lag. Selbst von der herrlich begabten Marquise Dudevant (George Sand) war eine Schrift über die Wanderjahre in Aussicht gestellt, und sie hatte Bettinen von Arnim zu einer solchen aufgefordert; auf ihren eigenen Roman Le compagnon du tour de France (1843) scheint der goethesche nicht ohne Einfluß geblieben zu sein.

Ist es unserm von der Zeit gedrängten Dichter auch nicht gelungen, den ganzen Roman in künstlerischer Hinsicht vollendet abzurunden, alle störenden Ungleichheiten zu tilgen, alle Lücken auszufüllen und die zu Grunde liegende Zwiespältigkeit zu reinstem Einklang zu stimmen, so müssen wir es doch für ein besonderes Glück halten, daß ihm die Ausführung der Wanderjahre nicht allein manche höchst anziehende Schilderungen und Erzählungen entlockte, sondern ihn auch veranlaßte, über die wichtigsten Fragen der bürgerlichen Gesellschaft seine

*) Später auch in der Schrift Goethe und seine Werke (1847).



gereiften Ansichten nicht in trockenem Lehrtone, sondern in freier Darstellung auszusprechen, über welche der ahnungsvolle Geist des eben so sinnigen als tief schauenden Dichters waltend schwebt.

II. Entwicklung und Würdigung.

Wollen wir einen richtigen Standpunkt zur Beurtheilung der Wanderjahre gewinnen, so müssen wir im einzelnen und ganzen durchaus von den Lehrjahren absehen. Dem Dichter selbst schwebte, als er sie unternahm, nur ein sehr abgeblaßtes Bild seiner Lehrjahre vor, aber hätte er sich derselben auch viel deutlicher in allen Einzelnheiten erinnert, seinem vorschwebenden Zwecke gemäß mußte er in bedeutenden Punkten von der dortigen Darstellung abweichen. Freilich ist der mit Wilhelm zusammentreffende Maler mit den in den Lehrjahren erzählten Schicksalen Mignons, welche er doch nur aus diesem Roman kennen gelernt haben kann, ganz vertraut, er ist durch den daran genommenen Antheil zu seiner Reise bewogen worden, selbst die Lieder aus den Lehrjahren sind ihm und den auf dem See umherkreuzenden Damen bekannt. Außer Wilhelm treten manche Perrsonen der Lehrjahre hier auf, aber Goethe irrte sogar in den Namen, indem er Theresen Julien und Lydien Lucien nannte, so daß erst nach seinem Tode die richtigen Namen an den betreffenden Stellen hergestellt wurden. Daß schon in den Lehrjahren (VIII, 7) Jarno Lydien seine Hand anbietet, hat der Dichter in den Wanderjahren vergeſ-

sen, da er hier (III, 14) die Verwunderung der Leser durch die Mittheilung zu erregen glaubt, Jarno habe das leidenschaftliche Mädchen sich als Gattin zugeeignet, und was an der letztern Stelle von Jarnos Jugendliebe zu Lydien und Lotharios Entführung erzählt wird, steht im geraden Widerspruch mit mehrern Aeußerungen von VIII, 6. Vor allem aber stimmen der Entsagungsbund, die Unselbständigkeit Wilhelms und der Plan Lotharios und seiner Freunde, vereint nach Amerika auszuwandern, gar nicht mit der Darstellung der Lehrjahre überein. Ein Grund zur Entsagung ist bei Natalien, Wilhelm, Lothario und den übrigen gar nicht vorhanden; alle haben die ihnen gemäße Lebensbestimmung und (mit Ausnahme des Abbés, des katholischen Geistlichen, des Menschenerziehers, dessen ganzes Leben in der Förderung reiner Menschheit aufgeht) die ihnen ganz zugebildete Frauenseele gefunden. Bedurfte es auch bei Wilhelm eines harten Kampfes, ehe bei ihm Verstand und Gefühl ins Gleichgewicht traten, so hat er sich doch keine Verirrungen zu Schulden kommen lassen, die ihn zu zeitweiliger Entsagung nöthigten. Sehen wir am Schlusse auf eine Reise Wilhelms nach Italien hingedeutet (wie wenig diese Reise dort an der Stelle sei, haben wir bei der Betrachtung der Lehrjahre (S. 93 f.) bemerkt), so ist hier doch am wenigsten an eine mit allerlei Beschränkungen verbundene Entsagungsreise zu denken, er soll sich bloß augenblicklich entfernen, um dem Gerede zu entgehn und die Welt zu sehn, ja von einer Trennung von Natalien ist ausdrücklich hier gar nicht die Rede. Auch ist Wilhelm am Schlusse des Romans zu wahrer Selbständigkeit und zu einer ruhigen Sicherheit gelangt, welche mit der haltlosen Schwäche in Widerspruch steht, in welcher uns die Wanderjahre den alten Freund vorführen. Wenn wir in den letztern Jarno gleichfalls auf der Wanderschaft finden

und ganz dem Bergbau ergeben, so wollte er in den Lehrjahren (VIII, 7) nach Amerika gehn, um dort für die gegenseitige Versicherung der Freunde zu sorgen, im Falle eine Staatsumwälzung den einen oder den andern seiner Besitzungen berauben würde. In gleicher Absicht sollte der Abbé nach dem noch so große Strecken dem Anbau bietenden Rußland sich wenden, Lothario dagegen in Deutschland auf seinen Besitzungen bleiben, wo er sein Amerika gefunden (VII, 3), während in den Wanderjahren sich beide der Auswanderung angeschlossen haben, der sie sich so eifrig widmen, daß sie darüber sich sogar den hohen Seelengenuß versagen, vor ihrer Einschiffung Makarien zu besuchen. Sonach stehen die Wanderjahre auf einem ganz andern Boden als die Lehrjahre, wenn auch die allgemeinen Umrisse der letztern vorschweben, besonders die Hauptgestalten und ihre Beziehung zueinander als bekannt vorausgesetzt werden.

Die Freunde, welche wir am Ende der Lehrjahre in glücklichen, ihrem Geiste und Herzen ganz entsprechenden Verhältnissen verließen, treten in unserm Roman als Entsagende auf. Jarno selbst bemerkt im Gespräche mit Wilhelm: „Wir mußten uns resigniren, wo nicht für immer, doch für eine gute Zeit", und Juliette weiß, daß Wilhelm zu dem Orden der Entsagenden gehört. Der Sitz dieses Vereins ist Lotharios Schloß, und wir haben den Abbé als die Seele des Ganzen zu denken, wenn auch Natalie dabei von bedeutendem Einfluß sein wird; Lothario und Therese treten ganz zurück, ja sie werden erst sehr spät erwähnt, als sie bereits auf der Auswanderung begriffen sind. Weshalb Jarno entsagen muß, sehen wir nicht: er ist noch immer ein bitterer Beurtheiler der Menschen, [1]) und die jetzt eifrigst aufgenom-

1) Im März 1828 scherzte Goethe gegen den Kanzler Müller: „Ihr müßt verzeihen, wenn ich grob bin; ich schreibe jetzt eben an den Wanderjahren



mene Beschäftigung mit Steinen, Felsen und Bergwerken ist wenig geeignet, ihn jenen näher zu bringen. Wilhelm klagt sich selbst an, daß seine Fehler sich früher wie Gebirgswasser einer über den andern gestürzt, und er fühlt, wie nothwendig ihm die Entsagung sei, damit er, von seiner wild hinreißenden Leidenschaft befreit, zu ruhiger, milder Besonnenheit gelange. Zu seiner Entsagung ist ihm die Wanderschaft aufgelegt, auf welcher er zu fester Selbständigkeit gedeihe und einem bestimmten Berufe zugetrieben werde, damit er als nützliches Glied in die Gesellschaft eintrete. Daß er bereits in den Lehrjahren seinen wahren Wirkungskreis gefunden, müssen wir hierbei ganz vergessen. Der Verein der Entsagenden hat ihm bestimmte, gerade auf seinen Charakter berechnete Bedingungen vorgeschrieben. Vor allem hat er Natalien versprochen, sein Schicksal nicht zu beklagen, sondern ruhig die Entbehrung des an ihrer Seite ihm winkenden Glückes zu dulden, wie auch diese die gleiche Verpflichtung übernommen hat. Und so nimmt er sich denn auch ernstlich vor, der Geliebten nur das zu berichten, was ihm auf seiner Wanderschaft begegne. „Sonderbare Pflichten des Wanderers habe ich auszuüben", schreibt er selbst, „und ganz eigene Prüfungen zu bestehn. Wie lächle ich manchmal, wenn ich die Bedingungen durchlese, die mir der Verein, die ich mir selbst vorschrieb!" Von diesen Bedingungen werden wir nicht genauer unterrichtet, doch gesteht Wilhelm, daß ihre Befolgung ihm schwer falle, was sehr natürlich ist, da sie gerade gegen seine Schwächen gerichtet waren. Am leichtesten kommt er den äußern Verpflichtungen nach, die ihm am Anfange die wunderlichsten geschienen. Nicht über drei Tage soll er unter einem Dache bleiben und keine Herberge

---

an der Rolle des Jarno; da spiele ich eine Weile auch im Leben den Grobian fort."

verlassen, ohne sich wenigstens eine Meile von ihr zu entfernen. „Diese Gebote sind wahrhaft geeignet", schreibt er, „meine Jahre zu Wanderjahren zu machen und zu verhindern, daß auch nicht die geringste Versuchung des Ansiedelns bei mir sich finde." Jarno spricht den Grund, weshalb man gerade Wilhelm diese Bedingungen auferlegt habe, deutlich aus. „Du bist von der Menschenart", sagt er ihm, „die sich leicht an einen Ort, nicht leicht an eine Bestimmung gewöhnen. Allen solchen wird die unstete Lebensart vorgeschrieben, damit sie vielleicht zu einer sichern Lebensweise gelangen."[1]) Er vergleicht ihn einem Wanderstab, der die wunderliche Eigenschaft habe, in jeder Ecke zu grünen, wo man ihn hinstelle, nirgends aber Wurzel zu fassen, weshalb niemand ihn gebrauchen könne. Wie alle Entsagenden, hatte sich auch Wilhelm verpflichten müssen, beim Zusammentreffen mit den verbundenen Freunden weder vom Vergangenen noch vom Zukünftigen zu sprechen, immer nur über das Gegenwärtige sich zu unterhalten, da sowohl Hoffnung als Erinnerung den Menschen vom thätigen Wirken abhalte, wir darauf angewiesen seien, die Gegenwart, die uns allein zu Gebote stehe, in zweckmäßiger Thätigkeit zu benutzen. Besonnene Thätigkeit ist es ja, wie Jarno später sehr bezeichnend es ausspricht, auf die alles ankommt. „Denken und Thun, Thun und Denken, das ist die Summe aller Weisheit, von jeher geübt, nicht eingesehen von einem jeden. — Wer sich zum Gesetz macht, was einem jeden Neugeborenen der Genius des Menschenverstandes täglich ins Ohr flüstert, das Thun am Denken, das Denken am

---

1) Von sich selbst schreibt Goethe im Oktober 1797 an Schiller: „Für Naturen, wie die meine, die sich gern festsetzen und die Dinge festhalten, ist eine Reise unschätzbar; sie belebt, berichtigt, belehrt und bildet."



Thun zu prüfen, der kann nicht irren, und irrt er, so wird er sich bald auf den rechten Weg zurückfinden." **Wilhelm muß die ihm aufgelegte Entsagung mit männlicher Fassung bestehn, er muß ruhige Selbständigkeit gewinnen und zu einem ihm ganz gemäßen Berufe sich tüchtig ausbilden; erst dann ist seine Wanderschaft zu Ende,** erst dann ist er berechtigt, als würdiger Bürger in ein geordnetes Gesammtwesen einzutreten und des wahren, **in Thätigkeit, Beschränkung und Liebe beruhenden Familienglückes** sich zu erfreuen.

Wir treffen ihn auf einem Gebirgspasse, von welchem er am andern Tage in das fremde Land herabzusteigen gedenkt; er schreibt von hier aus dem Wirthshause seinen ersten Brief an Natalien, wie Goethe selbst auf seiner italienischen Reise aus dem Posthause auf dem Brenner die ersten Nachrichten in die Heimat sandte. Wir fühlen, wie schmerzlich es ihm fällt, die Heimat zu verlassen, sich von der Geliebten so lange Zeit zu trennen, allein er ist voll entschlossen, den übernommenen Verpflichtungen nachzuleben, um einst mit dem Bewußtsein redlichster Erfüllung sich des Glückes, das in Nataliens Besitz seiner wartet, ungetrübt erfreuen zu können; dieses Glück, wieder zu den Füßen der Geliebten zu liegen, auf ihren Händen sich über all das Entbehren auszuweinen, leuchtet ihm als sicherer Leitstern auf seiner einsamen, nur durch die Gegenwart seines aufblühenden Knaben anmuthig erheiterten Bahn. Ein wunderliebliches Bild jenes reinen Familienglückes, welches ihn in Nataliens Besitz erwartet, tritt ihm gleich am Anfang in der Familie von St. Joseph dem zweiten entgegen, wo wir zufriedene Beschränkung, reine, ruhige Maßhaltung, zweckmäßige Thätigkeit und edelste, hingebendste Liebe im schönen Verein treffen, weshalb Wilhelm sich von dieser abgeschnit-

ten von der Welt so vergnüglich lebenden Familie innigst gerührt fühlt, wie er dies sogleich Natalien in einem zweiten Briefe gesteht, dem er eine Erzählung dieses so angenehmen als wunderbaren Begebnisses beifügt. Es hat aber diese Erzählung von St. Joseph dem zweiten[1]) für den Roman auch dadurch eine besondere Bedeutung, daß hier das Handwerk in höchster Würde erscheint und der Anbruch einer neuen Zeit sich ankündigt, da in dem in Besitz eines weltlichen Fürsten gekommenen Klostergebäude die Kapelle sich nur durch eine besondere Neigung erhalten hat. Die frommgläubige Familie lebt ruhig in dieser Einsamkeit, aber die gläubige Zeit mit ihren Klöstern und frommen Stiftungen ist längst dahin, die Anforderungen eines gesicherten weltlichen und bürgerlichen Lebens sind mächtig heran gedrungen, alles hat sich verweltlicht. Auch das ist in der überaus reizenden idyllischen Dichtung von St. Joseph dem zweiten von Bedeutung, daß dieser sich selbst sein Handwerk von früh an mit inniger Neigung! gewählt, ja daß es bei ihm eine religiöse Weihe empfangen hat.

Den schärfsten Gegensatz zu Wilhelm bildet der auf dem Hochgebirg mit Wilhelm zusammentreffende Jarno. Er spottet der Gutmüthigkeit des Freundes, der noch immer mit herzlichster

---

1) Die Legende vom Thron des Königs Herodes (I, 2) ist dem apokryphischen Evangelium von der Jugend Jesu (K. 39) entnommen. Von der zwischen Joseph und Marie aus dem Boden sprießenden Lilie daselbst wissen die apokryphischen Evangelien nichts, doch kennen sie das von Raphael benutzte Wunder von dem in Josephs Hand erblühenden Stabe. Hier, wie bei der sonstigen Schilderung der Gemälde, schweben andre Kunstdarstellungen vor; besonders lebhaft hatten der blaue Mantel und das rothe Unterkleid, welche Maria auf der Flucht trägt (I, 1), sich dem Dichter eingeprägt, der Näheres darüber von seinem Freunde H. Meyer erfuhr. Vgl. oben S. 6 f.

Theilnahme den Menschen zugeneigt bleibt, während der Menschenverächter Jarno diese meidet und sich den Steinen und Felsen zugewandt hat. Indessen ist es mit der Menschenverachtung dem scharf verständigen Freunde nicht gar zu ernst gemeint, der seinen herben Ton um so höher steigert, als er gerade Wilhelms leidenschaftlicher, sich so leicht anklammernder und mit fremdem Schicksal belastender Gutherzigkeit entgegentritt. Im Gegensatze zu Wilhelm's Forderung einer vielseitigen einstimmigen Bildung, deren Erlangung diesem so sehr am Herzen gelegen hat (V, 3), spricht er das gegenwärtig gebieterische Bedürfniß der Einseitigkeit aus. Eine vielseitige Bildung könne zu ihrer Zeit wirklich vortheilhaft, ja nothwendig sein; sie bereite aber nur den Boden vor, auf dem der Einseitige wirken könne. „Ja, es ist jetzo die Zeit der Einseitigkeiten; wohl dem, der, es begreift, für sich und andere in diesem Sinne wirkt. — Mache ein Organ aus dir und erwarte, was für eine Stelle dir die Menschheit im allgemeinen Leben wohlmeinend zugestehn wird." So hat denn auch Jarno sich jetzt einem bestimmten Berufe, dem Bergwesen, gewidmet, mit dem er schon in seiner Jugend in Verbindung getreten war, da er bei einem hohen Bergbeamten erzogen worden, und er hat es darin bereits weit gebracht, weil er sich an die rechten Lehrer gewandt, an die Gebirge und solche Männer, welche die Kenntniß derselben unter ihnen selbst erlangt haben. Auffallend muß es scheinen, daß Jarno hier das Behagen in irgend einer Thätigkeit rein von der Gewohnheit abhängig macht, während man erwarten sollte, auch er werde der Ansicht sein, daß es für jeden nur eine bestimmte, ihm gemäße Thätigkeit gebe, wozu sich von früh an der Trieb lebhaft entwickle; allein Jarno ist ein Sonderling, der sich nicht immer rein ausspricht und sich zuweilen in Wunderlichkeiten gefällt, worauf ihn die besondere Stimmung oder Veranlassung führt. Daß Goethe

hier eine längere Entfernung Jarno's von den Verbündeten anzunehmen scheint, als wir nach allem voraussetzen dürfen, müssen wir ihm zu Gute halten. Wenn Jarno sich schon einem bestimmten Berufe gewidmet hat, so ist auch Wilhelm bereits längst geneigt gewesen, sich einer nützlichen Thätigkeit zu widmen, und zwar der Wundarzneikunst, deren Nothwendigkeit ihm schon in frühester Jugend auf eindringlichste Weise vor die Seele getreten war, die ihm später durch seine eigene Heilung im schönsten Augenblicke seines Lebens, in Nataliens ihn wunderbar ergreifender Gegenwart verklärt worden war, so daß er jenes Besteck*), dessen sich der Wundarzt dabei bedient hat, wie einen Talisman immer bei sich trägt. Es ist höchst bezeichnend, daß der so ganz reiner menschlicher Bildung zugewandte Wilhelm sich einem Berufe widmen will, welcher gerade im schärfsten Gegensatz zu seinem idealen Streben zu stehn scheint, da die gewöhnliche Ansicht diesen für eine eben so ekle als leichte Handfertigkeit hält, zu welcher, besonders dem hier vor allem vorschwebenden Aderlaß, Gebildete sich nur ungern verstehen. Gerade hierin tritt die Umkehr, welche Wilhelm erfahren hat, auf das entschiedenste hervor, daß wir ihn jetzt dem Nützlichen zugewandt finden, in dessen Schätzung er sich durch keinen irre leitenden äußern Schein täuschen läßt; aber freilich muß sein Geist diesen als nothwendig erkannten Beruf in höherm Sinn erfassen, er verklärt ihn sich zu einer hohen Kunst deren Bestimmung es sei, die Herrlichkeit der Menschengestalt, dieses Ebenbildes Gottes auf Erden, wo sie verletzt werde, wieder herzustellen. Tritt auch eine solche Betrachtung erst am Schlusse bestimmt hervor, so liegt sie doch, wenn auch nur dunkel gefühlt,

*) In den Lehrjahren ist es eine an einem Bande hängende Instrumententasche (VI, 6. VII, 8, während wir hier hören, es habe die Gestalt einer Brieftasche gehabt (I, 4).



gleich von Anfang zu Grunde und entwickelt sich dann allmählich, was auf treffliche Weise ausgeführt wird.

Jarno ist es, der den in Wilhelm ruhenden Entschluß wach ruft. Sein Wort, jeder solle aus sich ein Organ machen, bleibt nicht ohne Wirkung; noch bedeutungsvoller wirkt die sich daran schließende Bemerkung: „Sich auf ein Handwerk zu beschränken ist das Beste. Für den geringsten Kopf wird es immer ein Handwerk, für den bessern eine Kunst, und der Beste, wenn er eins thut, thut er alles oder, um weniger paradox zu sein, in dem einen, was er recht thut, sieht er das Gleichniß von allem, was recht gethan wird."*) Und als Wilhelm zufällig das Besteck herauszieht, das er wie einen Fetisch immer bei sich führt, äußert der scharf die Wirklichkeit im Auge haltende und schroff seine Ueberzeugung aussprechende Freund den Wunsch, dieser möchte sich durch die Instrumente haben anreizen lassen, ihren Gebrauch kennen zu lernen, wodurch Wilhelm denn zu dem Bekenntniß veranlaßt wird, wie eine innere Stimme ihn hierin schon längst seinen Beruf habe ahnen lassen. Jarno ermahnt ihn dann ernstlich, sich diesem Berufe mit allem Eifer zu widmen, wobei er in seiner derben Weise den Gegensatz seines bisherigen fruchtlosen Treibens zu einer so nützlichen Thätigkeit hervorhebt. Zur Heilung von Seelenleiden, womit er sich bisher immer befaßt, vermöge der Verstand nichts, die Vernunft wenig, nur die Zeit viel, entschlossene Thätigkeit alles; des Wundarztes dagegen bedürfe man an allen Orten auf das dringendste, da Unfälle überall grimmig walteten. Mit der

*) Man vergleiche hierzu Goethe's Bemerkung gegen Eckermann aus dem Mai 1825: „Man sagt mit Recht, daß die gemeinsame Ausbildung menschlicher Kräfte zu wünschen und auch das Vorzüglichste sei. Der Mensch aber ist nicht dazu geboren, jeder muß sich eigentlich als ein besonderes Wesen bilden, aber den Begriff zu erlangen suchen, was alle zusammen sind."

allgemeinen Bildung sei es nichts; darauf komme es an, daß der Mensch etwas ganz entschieden verstehe; die Höhe der Bildung beruhe nicht in ihrem Umfang, sondern in dem Grade der Kenntniß*). Wie sehr sich auch Wilhelm durch den Jarno eigenen bittern Ton und die schroffe Einseitigkeit seiner Behauptungen verletzt fühlen mochte, so empfand er doch die Nothwendigkeit, sich diesem von der Natur ihm angewiesenen Berufe zu widmen, und so bat er den Freund, sich bei den Verbündeten zu verwenden daß er, um dieses Vorhaben auszuführen, von der lästigen Bedingung befreit werde, sich nicht länger als drei Tage an demselben Orte aufzuhalten. Jarno sagt ihm dies zu, nachdem Wilhelm feierlich gelobt hat, sich mit vollem Eifer dem gewählten Berufe widmen zu wollen.**)

Aber auch für den ihn begleitenden Felix hat Wilhelm Sorge zu tragen; dieser muß, während er selbst sich zu seinem Berufe ausbildet, die ihm gemäße Erziehung und Unterweisung erhalten. Wir sehen den aufgeweckten Knaben am Anfange durch seine wißbegierigen Fragen den Vater in Verlegenheit setzen, der von manchen Naturdingen nicht besser unterrichtet ist als der Sohn, wie dies schon in den Lehrjahren (VIII, 1) hervortritt. Bei dieser frischen Lebendigkeit und leidenschaftlichen Wißbegierde schwebte dem Dichter außer seinem eigenen Sohne sein lieber Zögling Friedrich von Stein vor, der in seinem fast vollendeten zehnten Lebensjahre ihn auf seiner über den Harz nach Göttingen

*) In der betreffenden Stelle, kurz vor dem Schlusse des zweiten Buches, möchte man die Worte „und besonders in unserm Verbande spricht es sich von selbst aus" als eine verfrühte Bemerkung gern gestrichen sehn.

**) Die beiden Berichte I, 4 und der a. a. O. stimmen hier nicht genau überein. Daß die Entbindung von der Bedingung schwer sein werde, äußert Montan an der erstern Stelle nicht.

und Kassel unternommenen Reise begleitete. „Fritz war gar munter und brav", schreibt Goethe nach der Brockenfahrt seiner Mutter. „Er ritt auf einem kleinen Pferdchen (ähnlich wie Felix) so gerade hin, als wenn er ganz damit bekannt gewesen wäre; er ist sehr glücklich und hat nur kleine Anfälle von Launen und Unart." Als er seinen sechsjährigen Sohn 1795 mit nach Ilmenau nahm, ergriff dieser alle Gegenstände, Verhältnisse und Thätigkeiten in der ungewohnten Gebirgsgegend mit frischer Lebenslust. Bei seiner sechs Jahre spätern göttinger Reise erregte Blumenbach die leidenschaftliche Lust des Knaben an den Versteinerungen des Heinberges, von denen er eine gute Anzahl zusammenbrachte. Der Wunsch, Spielgenossen an sich zu schließen, der Goethe an seinen eigenen Knaben wohl oft zu schaffen machte, tritt bei Felix auf eine für Wilhelm unbequeme Weise hervor, und sie veranlaßt einen kleinen Auftritt mit dem sonst ganz artigen Knaben. Auch dadurch fühlt Wilhelm sich unangenehm berührt, daß er nicht im Stande ist, alle Fragen des Knaben, der an dem ihm so wunderbar entgegentretenden Gestein Freude gewonnen hat, nach Gebühr zu beantworten. In der Unterhaltung mit Jarno kommt er, da ihm die Ausbildung des Sohnes am Herzen liegt, sehr natürlich auf die Grundsätze der wahren Erziehung, wobei er freilich nur ungern sich der mit gewohnter bitterer Schärfe vorgetragenen Ansicht Jarnos fügt, auch im Unterricht seien sämmtliche Thätigkeiten zu sondern, vor allem komme es darauf an, daß irgend etwas ganz gründlich und eindringlich gelernt werde, was Jarno in derb sinnlicher, man möchte sagen, übersokratischer Weise in dem von Kohlenmeiler hergenommenen Gleichniß ausführt. Wie in den Lehrjahren, so ist es auch in den Wanderjahren für Wilhelms gesunden, offenen Sinn sehr bezeichnend, daß er durch die rauhe Bitterkeit des selbständigen Jarno sich nicht abhalten

läßt, dessen richtige Ansichten gebührend anzuerkennen. Die hier von Jarno angedeuteten, später bei der pädagogischen Provinz weiter ausgeführten Grundsätze stimmen ganz mit der eigenen Ueberzeugung unseres Dichters überein, der im Jahre 1799 von seinem zehnjährigen Sohne an Freund Knebel berichtet: „Mein August wächst und hat zu gewissen Dingen viel Geschick: zum Schreiben, zu Sprachen, zu allem, was angeschaut werden muß, so wie er auch ein sehr gutes Gedächtniß hat. Meine einzige Sorge ist, bloß das zu kultiviren, was wirklich in ihm liegt, und alles, was er lernt, ihn gründlich erlernen zu lassen. Unsere gewöhnliche Erziehung jagt die Kinder ohne Noth nach so viel Seiten hin, und ist Schuld an so viel falschen Richtungen, die wir an Erwachsenen bemerken."*) Man wird hierbei unwillkürlich an einen andern Ausspruch unseres Dichters erinnert: „Es ist ein frommer Wunsch aller Väter, das, was ihnen selbst abgegangen, an den Söhnen realisirt zu sehn, so ungefähr als wenn man zum zweitenmal lebte und die Erfahrungen des ersten Lebenslaufes nun erst recht nutzen wollte." So wie Goethe es an seinem Vater erfahren hatte, so machte er selbst es an seinem Sohne, so sein Wilhelm an Felix.

Wilhelm will nun die von Jarno in Aussicht gestellte Befreiung von der lästigen Bedingung abwarten, ehe er sich dem gewählten Berufe widmet. Seine unterdessen forgesetzte Wanderung bringt ihn auf unerwartete Weise urplötzlich in die ausgedehnte Besitzung eines reichen, vornehmen Mannes, welcher die höchste Verwerthung seiner Güter zum Besten vieler mit festem, klarem Sinne verfolgt. Er trifft hier zwei liebenswürdige Nichten,

*) Wir wissen, daß er seinem Sohne das Versemachen verbot, wogegen er auf dessen gründliche Unterweisung in den alten Sprachen hielt.



von denen die jüngere sich durch heitere Munterkeit und Schalkhaftigkeit auszeichnet, wogegen die ältere ein gesetztes, ruhiges, bedächtiges Wesen zeigt. Während Wilhelm in diesem Kreise die Anschauung einer streng geregelten, an festen, von menschenfreundlichstem Sinne eingegebenen Grundsätzen unverbrüchlich haltenden Verwaltung ausgedehnter Güter gewinnt, wird er mit einem seiner Neigung, Herzensverwirrungen zu lösen, ganz entsprechenden Auftrag betraut. Zufällig tritt ihm hier wieder die Nothwendigkeit der Wundarzneikunst in dem kleinen Unfall, der seinen Felix betrifft, lebhaft vor die Seele. Die muntere, an Felix lebhaften Antheil nehmende Hersilie ist es, welche das in diesem Augenblick bedeutende Wort ausspricht: „Leibärzte braucht man nur selten, Wundärzte jeden Augenblick.“ Von ein paar andern Herzensverwicklungen, die mit der von ihm zu entwirrenden Bedrängniß Lenardos einige Aehnlichkeit haben, erhält Wilhelm durch schriftliche Mittheilung nähere Kunde.

Doch neben Wilhelm soll auch sein ihn begleitender Felix, dessen Ausbildung dem Vater so sehr am Herzen liegt, sich naturgemäß entwickeln und einen seinem eigenen Bildungsgange ganz entgegengesetzten Weg einschlagen. Schon ehe sie in die Besitzung des Oheims kommen, hat sich ein wunderbarer Faden in das Schicksal des kleinen Abenteurers geschlungen; er hat beim Durchspüren der Gänge unterhalb des Riesenschlosses ein verschlossenes prächtiges Kästchen gefunden, dessen Besitz ihn mit ahnungsvoller Freude erfüllt, aber ihn auch (es ist sein erstes bedeutendes Geheimniß) sehr beunruhigt. Wenn Wilhelm in einer alten, ernsten Stadt aufwuchs, an unveränderliche Zustände gewohnt, so hat Felix frühe das Glück genossen, in die freie, schöne Natur zu treten, sich eines raschen, erheiternden Wechsels zu erfreuen, näher an das Leben herangeführt zu werden. Das Glück begünstigt den

nach ihm benannten Knaben auch darin, daß sein Herz frühe von einer Neigung gefesselt wird, deren tief gesenkter Keim endlich zum vollen Blüthenbaum gedeihen soll, während eine solche festwurzelnde Neigung dem jungen Wilhelm erst in Mariannen aufging. Die schalkhafte, freilich wohl ein Jahrzehnt ältere Hersilie hat sein Herz gewonnen, und diese Liebe erweckt sogleich die in ihm schlafenden natürlichen Triebe, die Lust zum Schreiben und zum Reiten. Von Hersilien befragt, was er lernen werde, erwiedert der Knabe mit keckem Muthe: „Ich lerne schreiben, damit ich dir einen Brief schicken kann, und reiten wie keiner, damit ich immer wieder gleich bei dir bin."

Mit vielem Danke für das, was er hier erfahren, gelernt und genossen, entfernt sich Wilhelm mit Felix von dem reichen Gutsherrn, den er alles um sich her zum Thun und Schaffen aufregen sah. „Ich ging aus zu schauen und zu denken", bekennt er den beiden Frauenzimmern, „bei Ihnen habe ich mehr erfahren und gelernt, als ich hoffen durfte, und ich bin überzeugt, auf dem nächsten eingeleiteten Wege werd' ich mehr, als ich erwarten kann, gewahr werden und lernen." So empfindet er auf das tiefste, wie bedeutend für ihn die Verbindung sei, in welche er so zufällig gerathen. In einen durchaus andern, auf den innern Menschen gerichteten Kreis tritt er bei der von seligem Frieden umwehten Makarie ein, in welcher ihm ein höheres, der Erde fast entrücktes und doch an sittlichen Bedrängnissen des Lebens innigsten Antheil nehmendes, sie mit verklärtem Sinne lösendes Wesen aufgeht. Während Wilhelm hier von dem würdevollen Zustande Makariens sich mit ganzer Seele hingezogen fühlt und die nöthige Auskunft über Lenardo erhält, sehen wir Felix mit leidenschaftlichem Eifer sich dem Schreiben und Reiten widmen, wozu ihn seine durch die Liebe zu Hersilien mächtig erregte Natur hindrängt. Gern lassen

wir ihn unter der Obsorge der heiterthätigen Angela diesen natürlichen Neigungen sich hingeben, während Wilhelm sich zu Lenardo begibt, fest überzeugt, daß er sich seines jetzigen Auftrags nicht zu schämen habe. Leider schwindet die Aussicht, die grillenhafte Gewissenhaftigkeit Lenardos sogleich zu befriedigen und seine Unruhe zu beschwichtigen; Valerine ist keineswegs das nußbraune Mädchen, zu dessen Aufsuchung Wilhelm sich nun unverweilt aufmachen muß. Trennt er sich aber auch jetzt von Lenardo, so knüpft sich doch ein neues, weiteste Aussichten eröffnendes Band. Schon von Makarien hatte Wilhelm vernommen, wie sich von Jugend auf eine gewisse muntere künstliche Fertigkeit in Lenardo entwickelt habe, der er sich ganz hingegeben, und worin er es glücklich zu mancher Kenntniß und Meisterschaft gebracht habe; weiter ausgeführt wird dies erst später (III, 4). Seinem neuen Freunde gesteht Lenardo, wie er auf nichts gern wirken möge als auf das, was er selbst geschaffen habe, weshalb er sich nach uranfänglichen Zuständen unwiderstehlich hingezogen fühle. Ein bisher vernachlässigter Besitz in den frischen Gegenden jenseits des Meeres lasse ihn hoffen, dort seinen lange im stillen gehegten Plan zur Ausführung zu bringen. Wilhelm vertraut ihm, daß die Seinigen, gleiche Plane hegen, und er wünscht, daß er sich mit diesen umsichtigen klugen und tüchtigen Menschen verbinde, da ein solches Unternehmen nur einer Gesammtheit gelingen könne. Hier tritt zum erstenmal der Auswanderungsplan der Verbündeten, aber noch sehr unklar hervor. Wilhelm verfehlt auch nicht, den neugewonnenen Freund den Verbündeten in einem an den Abbé als deren Haupt gerichteten Briefe zu empfehlen, aber auch das Verlangen, sich seinem Berufe zu widmen, wenn er Lenardos Auftrag, das nußbraune Mädchen aufzufinden, erfüllt habe, drängt sich ihm lebhaft auf, woher er jetzt selbst den schon Jarno aufgetragenen Wunsch

um Befreiung von der lästigen Beschränkung seines Aufenthalts diesen vorträgt. Einen Fingerzeig, in welcher Gegend er das nußbraune Mädchen aufzusuchen habe, soll Wilhelm von einem würdigen Manne in der Nähe erhalten, der bei seiner ausgebreiteten Bekanntschaft mit allem, was durch einen edlen Faden miteinander verbunden sei, gewiß auch die Gegend anzudeuten wisse, wo der Vater des nußbraunen Mädchens, der zu den Stillen im Lande gehört habe, sich hingewandt. Auf Wilhelms Bedenken, wo er seinen Felix während dieser ihn auf ganz ungewisse Wege führenden Wanderung bringen solle, wird er gleichfalls an jenen mit den Grundsätzen der Erziehung beschäftigten Mann gewiesen. Ganz wie Goethe seinen Sohn, wie er an Knebel schreibt, nicht von sich lassen, ihn später allenfalls auf eine Reise mitnehmen möchte, so auch Wilhelm; aber seiner Ansicht, daß der Sohn sich nirgends besser als in Gegenwart seines Vaters entwickle, tritt Lenardo mit der für ihn, der bei seinem Oheim erzogen wurde, bezeichnenden Behauptung entgegen, der Vater behalte immer eine Art von despotischem Verhältniß zum Sohne, welche Wilhelm freilich nicht theilt, doch mag er diesmal nicht widersprechen, da er von jenem alten Freunde Lenardos die sicherste Belehrung erwartet. Bei diesem, der eine schöne Sammlung eigener und fremder Kunstsachen besitzt, legt er denn auch das Kästchen nieder, das er auf einen so ungewissen Weg nicht mitnehmen mag. In Bezug auf Felix weist derselbe ihn auf eine großartige Erziehungsanstalt hin, deren Grundsätze er kurz andeutet. Jarnos Ansicht von der Sonderung aller Thätigkeit wird dort wirklich durchgeführt; man ist bestrebt, den Trieb eines jeden zu erforschen und zu fördern, damit derselbe zu höchster Ausbildung gelange, und so wird denn auch Felix dort seine lebhaft hervortretende Neigung zum Schreiben und Reiten bestens gepflegt finden. Auffallend ist es, daß der

würdige Mann in Betreff der Gegend, wo Wilhelm den Vater des nußbraunen Mädchens zu suchen habe, keine Auskunft gibt, sondern ihn nur hoffen läßt, aus jenem, wie es etwas sonderbar heißt, „herrlich gegründeten Mittelpunkt" werde man ihn wohl auf den rechten Weg leiten. Später findet sich hiervon keine Andeutung, vielmehr heißt es II, 2, in Widerspruch mit jener vom Dichter neu eingefügten Aeußerung, Wilhelm sei zur Grenze der pädagogischen Provinz an dem Punkte angelangt, wo er sie nach des alten Freundes Anleitung verlassen sollte, um seinem eigentlichen Zweck entgegenzugehn.

Nachdem Felix in der pädagogischen Provinz untergebracht ist, tritt Wilhelm seine Wanderung zur Auffindung des nußbraunen Mädchens an. Er trifft dieses endlich in einem äußerlich behaglichen Zustande in einem „ruhigen, nicht allzu weiten, flachen Thale, dessen eine felsige Seite, von Wellen des klarsten Sees leicht bespült, sich wiederspiegelte".*) Der Sohn des wohlhabenden Mannes, bei welchem sie mit ihrem Vater Aufnahme gefunden, wurde von Neigung zu ihr erfaßt; die Eltern haben zu dem von der Liebe geschlossenen Bunde ihre Einwilligung gegeben. Wilhelm sucht die Verlobung zu beschleunigen, und es gelingt ihm, noch der Feier derselben beizuwohnen. Er hinterläßt den Verlobten bei seinem Scheiden ein Blatt, worin er sie mahnt,

*) Erinnert auch die Schilderung des Sees, an welchem der Wohnort Susannens höher hinauf, vom Hauptorte entfernt, liegt (III, 13, Lenardos Tagebuch vom 19.), an den züricher oder vierwaldstätter See, so möchte doch die Beschreibung der von Spinnern und Webern bevölkerten Gebirgsthäler hiermit kaum in Einklang zu bringen sein. Der Dichter, der sich der S. 9 f. erwähnten Darstellung der Spinner und Weber von seinem Freunde dem Maler H. Meyer bediente, hat bei der Oertlichkeit die einzelnen, meist aus eigener Anschauung geschöpften Züge mit dichterischer Freiheit herausgegriffen.



die Reinheit ihres Herzens und die Sicherheit ihres Geistes in unmittelbarer Beachtung der Pflicht des Tages zu wahren, jedes Ereigniß mit Ehrfurcht zu beachten und die höhere Leitung darin stets zu verehren; denn er hatte ja Gelegenheit zu bemerken, wie gerade in Folge des spielenden Wortkrams der Formen, worein das liebende Paar sich nicht zu fügen wußte, ihre Denkweise in Bezug auf die göttlichen Dinge etwas Schwankendes erhalten. Nachdem Wilhelm Lenardo die Auffindung des nußbraunen Mädchens gemeldet, das sich ganz behaglicher Zustände und einer heitern Aussicht in die Zukunft erfreue, und ihn an sein Versprechen gemahnt, in einem solchen Falle jeder weitern Nachforschung zu entsagen, sehen wir unsern Freund noch eine fromme Wallfahrt nach Mignons Geburtsort antreten; bei der Rückkehr von dieser hofft er endlich, wie er an den Abbé schreibt, die schon längst gewünschte Befreiung von jener lästigen Bedingung zu finden, um sich dann seinem gewählten Berufe mit frischem Eifer zu widmen. Auf dem Wege kommt er mit einem Maler zusammen, der gleichfalls Mignons Geburts- und Lebensstätte zu besuchen beabsichtigt, wofür hier der lange See, der Lago maggiore, gilt, während in den Lehrjahren die Gegend von Vicenza vorschwebte. Hier treffen sie denn auch auf zwei andere Entsagende, auf Hilarien und die schöne Wittwe, die auch in diesen himmlischen Gegenden die Pflichten der Entsagenden zu üben nicht unterlassen dürfen, und auch den Maler in alle Schmerzen des ersten Grades der Entsagenden einweihen. Wilhelm soll, ehe er seinem ernst gewählten Lebensberuf entgegengeht, die Pflicht der Entsagung noch einmal innigst durchempfinden. Nach seiner Rückkehr findet er die gewünschte Befreiung von der lästigen Bedingung von Seiten des Abbés, der ihm meldet, wie folgereich die durch ihn vermittelte Verbindung ihrem beiderseitigen Kreise

geworden und wie besonders Lenardo und Lothario dem großen Unternehmen ihre ganze Thätigkeit zuwenden. Wenn der Abbé Wilhelm ein Täfelchen beilegt, woraus er den „beweglichen Mittelpunkt“ ihrer Verbindungen erkennen könne, so bemerkte Goethe schon in der ersten Ausgabe, er habe unter den ihm anvertrauten Papieren eine mit mehreren auf einander weisenden Pfeilen bezeichnete Landkarte gefunden, neben welchen in gewisser Folge mehrere Monatstage angeschrieben, aber verschiedentlich auch andere Zeichen und Chiffern hinzugefügt gewesen. Das ist freilich etwas wunderlich erfunden, um über die wirkliche Schwierigkeit einer jedesmal leichten Verbindung mit den fernen Verbündeten hinwegzusetzen.

Unser Freund wendet sich nun nach einer großen Stadt, um hier in einer bedeutenden Anstalt sich als Wundarzt auszubilden, wozu er sich zunächst mit größtem Eifer der Zergliederungskunst widmet. Hier trifft er zufällig auf einen Bildhauer, der sich mit der Anfertigung plastischer Präparate beschäftigt, und bereits mit Lothario in genauer Verbindung steht. Schon im Jahre 1816 hatte Goethe in dem Berichte über seine Reise am Main, Rhein und Neckar bei Gelegenheit der großen senckenbergischen Stiftung seiner Vaterstadt auf die Schwierigkeiten des Zergliederers hingewiesen, die als unmittelbarer Gegenstand des Beobachtens und Belehrens geforderten menschlichen Leichen zu finden. „Woher diese nehmen? Ueberall werden die deshalb bestandenen Zwanggesetze lässiger beobachtet oder umgangen, und der Professor der Anatomie steht in einem humanen Zeitalter immer als unmenschlich gegen Leidende und Trauernde.“ In den zwanziger Jahren setzte das Treiben der sogenannten Auferstehungsmänner (resurrection-men) ganz England in große Bewegung, da das Rauben der Leichen zu einem förmlichen Er-

werbszweige geworden war; ja, das Einträgliche dieses Gewerbes führte im Jahr 1828 zu schändlichen Mordthaten, wie sich dies in dem gerichtlichen Verfahren gegen Burke und Hare herausstellte. Das Parlament sah sich genöthigt, um dem Unfug zu steuern, die Ablieferung der Leichen der in den Armenhäusern Verstorbenen an die anatomischen Anstalten zu gestatten, in sofern sie nicht von Verwandten verlangt würden. Goethe konnte sich nicht versagen, einen so wichtigen Punkt in seinem großen Bildungsroman zur Sprache zu bringen, wie er es noch anderthalb Monate vor seinem Tode, auf besondere Veranlassung in dem Plastische Anatomie überschriebenen Briefe an den Geheimrath Beuth in Berlin that, wo er den Wunsch aussprach, man möge einen Anatomen, einen Plastiker und einen Gipsgießer von Berlin nach Florenz schicken, um sich in der dort seit langen Jahren in höchster Vollkommenheit ausgeübten Kunst zu unterrichten. Wenn der Dichter aber auch der plastischen Anatomie entschieden das Wort redet, so verkannte er doch nicht, daß die Wissenschaft zu ihrer Weiterbildung der Leichen unmöglich ganz entrathen könne, und so ist es natürlich daß auch sein plastischer Anatomiker die Möglichkeit ins Auge fassen mußte, sich solche in dem freien, in Amerika zu gründenden Gemeinwesen zu verschaffen. Wenn er hier dem Staate das Recht zuerkennt, die Leichen der Verbrecher zu diesem Zwecke zu verwenden, so greift er zu dem einzigen, freilich nicht streng rechtlich zu begründenden, aber durch die Nothwendigkeit gebotenen Mittel; denn diejenigen, welche am wenigsten sich dem Gesetze reiner Menschlichkeit gefügt, dürfen auch eben den geringsten Anspruch erheben, daß man ihrer Persönlichkeit noch im Leichname schonende Achtung zu Theil werden lasse.

Nachdem Wilhelm sich mehrere Jahre lang auf das gründ-

lichste zu seinem Berufe vorbereitet hat, stattet er der pädagogischen Provinz zur Festzeit (ob zufällig, wird nicht bemerkt) einen Besuch ab. Er hatte diese, ungeachtet der Einladung der Vorsteher, nach einem Jahre zurückzukehren, seit mehrern Jahren nicht besucht. Seinen Felix findet er hier in geistiger und körperlicher Hinsicht auf das trefflichste entwickelt, doch wünschte man von dessen geistiger Ausbildung mehr zu erfahren, als daß der Vater mit seinem „freiheitern, um nicht zu sagen geistreichen Gespräche" wohl zufrieden sein konnte, und er sich in der pferdenährenden Gegend befindet, in welcher man sich neben der Pflege des für den Menschen so bedeutenden Thieres mit Sprachübungen in der weitesten Ausdehnung beschäftigt, wo denn Felix dem Italienischen seine besondere Gunst zugewandt habe. Wilhelm gewinnt bei dieser Gelegenheit genauere Einsicht in die Art, wie die einzelnen von einander gesonderten Thätigkeiten hier gefördert werden. Zu seiner höchsten Verwunderung trifft er am Abend bei dem den Schluß bildenden Bergfeste seinen alten Freund Jarno als Hauptmann wieder, der sich mittlerweile in seinem Fache so gründlich ausgebildet hat, daß man ihm bei der Entdeckung von Lagern unbedingt vertraut, ja ihn sogar im Verdachte hat, er befinde sich im Besitz einer Wünschelruthe. Bei dieser Gelegenheit ist es, wo Jarno das bereits oben erwähnte bedeutende Wort über Thun und Denken ausspricht, dem Wilhelm bisher treulich nachgelebt zu haben sich ohne Eigenliebe gestehn darf. Auch wird Wilhelm gerade in diesen Augenblicken in den Fall gesetzt, seine Kunst bei einem zufälligen, hier, was jedenfalls ein Mangel der Darstellung, nicht näher bezeichneten Unfall (ein Unglück das einen Bergmann betroffen) zu bewähren.*)

*) Wenn es hier (am Ende von II, 10) heißt: „Welcher Art aber dies

Jetzt erst wagt er, nach langem Bedenken, sein Geheimniß, welchem Beruf er sich gewidmet habe, Natalien in einem trefflich geschriebenen, besonders durch die herrliche Schilderung eines idyllischen Jugenderlebnisses ausgezeichneten Briefe mitzutheilen, wo sich in den mancherlei Anläufen, die er nimmt, die Besorgniß äußert, mit seinem Geständnisse Anstoß zu erregen; ja, obgleich er den gewählten Beruf deutlich genug errathen läßt, wagt er es nicht, ihn bestimmt auszusprechen.*) Durch einen Brief Hersiliens, die in schalkhafter Laune bekennt, sie komme sich wie eine Alkmene vor, die von einem doppelten Amphitryo heimgesucht werde,**) hat Wilhelm unterdessen von der noch immer vorhaltenden Neigung seines Felix Kunde erhalten, sich zu einem tüchtigen Stallmeister auszubilden, um sich der Liebe Hersiliens werth zu machen; denn nur als ein in seinem Fache gründlich Ausgebildeter darf er ihr seine Hand anbieten. Wie gern auch die muntere Hersilie das Geheimniß ihrer Gegenliebe verbergen möchte, schlecht versteckt sieht es an allen Enden des launigen Briefes hervor, der ein merkwürdiges Gegenstück zu Wilhelms Schreiben an Natalie bildet. Mit dem letztern als dem bedeutendern schließt Goethe sein zweites Buch, in welchem Wilhelm nicht allein Lenardos

---

gewesen, dürfen wir im Augenblick noch nicht offenbaren, obgleich der Leser bald, noch ehe er diesen Band aus den Händen legt, davon genugsam unterrichtet sein wird", so ist dies nicht auf das vorhergehende „ein bedeutendes Ereigniß", sondern auf sein „erworbenes Talent" zu beziehen: denn Goethe deutet hier auf den folgenden Brief Wilhelms an Natalien hin.

***) Der hier gleich am Anfange glücklich eingeführten Geschichte von dem Jüngling, der einen Ruderpflock am Meere gefunden, hatte sich Goethe in ähnlicher Weise bereits mehr als zehn Jahre früher in dem S. 45 angeführten Reisebericht in Bezug auf die damals in Heidelberg befindliche Boisseréesche Gemäldesammlung bedient.

**) In dem Amphitryo des Plautus und dessen freier Bearbeitung von H. von Kleist.

Auftrag erfüllt, und die Wallfahrt nach Mignons Heimat vollzogen, sondern auch sich zu seinem Beruf tüchtig ausgebildet hat; jetzt bleibt ihm nur noch übrig, sich dem Kreise der Verbündeten wieder zu nähern, um sich als thätiges Glied ihrem Bunde anzuschließen.

Aus dem vom Abbé ihm zugestellten Täfelchen ersieht er, wohin er sich zunächst zu wenden habe, um mit einem Theil der Verbündeten zusammenzukommen. Da trifft er ganz unerwartet in einem heitern Flecken auf eine bedeutende Handwerkergesellschaft, die unter einem ihm geheimnißvoll angekündigten Bande steht, wo er zu seiner höchsten Verwunderung Lenardo und den tollen Friedrich findet. Als ein sehr bedeutendes, den Geist bildendes, die Geselligkeit und Einstimmigkeit förderndes Mittel der zum Auswandern entschlossenen Handwerker tritt hier der mit glücklichster Freiheit zum Ausdruck und zur Entfaltung der die Seele beherrschenden Stimmung benutzte Gesang hervor, der am Ende der gemeinsamen Mittagstafel auf Lenardos Aufforderung erschallt. Störend wirkt es nur, daß der hier ertönende Gesang wie auch Lenardos Rede sich nur auf das Wandern, nicht auf das Auswandern bezieht, was sich daraus erklärt, daß diese Stelle mit sehr geringen sprachlichen Aenderungen aus der ersten Bearbeitung herübergenommen ist. „Haben doch lebensmüde, bejahrte Männer den Ihrigen zugerufen: Gedenke zu sterben!"*), äußert Lenardo, „so dürfen wir lebenslustige jüngere wohl uns immerfort ermuntern und ermahnen mit den heitern Worten: Gedenke zu wandern!" Wenn er weiter bemerkt: „Ihr wißt am besten, was unter uns fest steht und was beweglich ist", so ergibt sich besonders aus der

*) Memento mori ist der Gruß der Trappisten, denen sonst jedes Wort untersagt ist. Der Oheim in den Lehrjahren hat im Saale der Vergangenheit im Gegensatz hierzu die Inschrift: Gedenke zu leben! angebracht.

darauf von den vier Vorsängern zusammen als Schlußsatz angestimmten Strophe, daß unter dem Beweglichen der Wohnort, unter dem Feststehenden Arbeitskräfte und Tüchtigkeit, „Kopf und Arm", zu verstehen ist. Die drei Freunde tauschen gegeneinander ihre bisherigen Erlebnisse aus. Von Lenardo vernimmt Wilhelm zu seinem Bedauern, daß die Verwicklung, die er gelöst zu haben glaubte, sich auf wunderlichste Weise verschlungen habe. Nach Wilhelms Entfernung war das nußbraune Mädchen hart geprüft worden. Den Bräutigam hatte ein unglücklicher Zufall getroffen, der seine herrliche Gestalt zerstörte und ihn ins Grab stürzte; doch hatte er noch seine letzten Stunden dazu verwandt, sich mit der Geliebten ehelich zu verbinden und ihr die Rechte an seinem Erbtheil zu sichern. Die Schwiegereltern, von Kummer um den Verlust des einzigen Sohnes gebeugt, waren ihm bald gefolgt, ihr eigener Vater von einem Schlage gerührt worden, der ihm weder geistiges noch körperliches Eingreifen gestattete. So fand sich denn Frau Susanne (denn diesen Namen hatte sie auf den Wunsch ihrer Schwiegereltern angenommen, deren einzige früh verstorbene Tochter also geheißen) ganz einsam und auf sich hingewiesen, wobei das ihr inwohnende, durch eine fromme Erziehung genährte Gefühl des Rechtlichen und Schicklichen ihr wohl zu statten kam. Doch ein Jugendfreund ihres Gatten, der schon früher sein Auge auf sie gerichtet hatte, aber dem wohlhabendern Genossen gewichen war, stand ihr als Gehülfe mit treuem Rath und emsiger Thätigkeit zur Seite. Leider verfolgte dieser sie mit seiner leidenschaftlichen Neigung, die sie nicht zu erwiedern vermochte, wie entschieden sie auch seinen persönlichen Werth anerkannte; das scheue, verschlossene, ängstlich am Besitz festhaltende Wesen dieses aus drückenden Verhältnissen emporgekommenen Mannes widerstrebte ihrer eigenen offenen, freien und edel theil-

nehmenden Natur. Auch gingen ihre Ansichten in Bezug auf die zukünftige Einrichtung ihres Geschäftes nach entgegengesetzter Richtung auseinander; denn bei dem überhandnehmenden Maschinenwesen hatte sie die schon von ihrem Gatten gehegte Absicht, die Gegend zu verlassen und sich in Amerika anzusiedeln, da sie nicht durch Einführung der Maschinen die armen Spinner und Weber zu Grunde richten wollte, wogegen ihr Gehülfe, der nur an den eigenen Vortheil dachte, ernstlich darauf drang, an Ort und Stelle Maschinen anzulegen, um das einzige Mittel der Selbsterhaltung nicht zu verabsäumen. Eben waren seine Bewerbungen um ihre Hand dringender geworden, als Lenardo sie fand; dieser hatte sich nämlich in die Gebirge begeben, aus denen die Klagen über Nahrungslosigkeit immer lauter erschollen, um die dortigen Zustände genauer zu beurtheilen und wahrhaft thätige und nützliche Arbeiter für das große Unternehmen zu gewinnen. Susanne vertraut dem Freunde ihre Verlegenheit, daß sie sich genöthigt sehe, dem Gehülfen ihre Hand zu reichen und sich zur Anlegung von Maschinen zu verstehn, da sie bei ihrer einsamen Stellung an eine Auswanderung nicht denken könne. Ihre tief wurzelnde Neigung zu dem gegenwärtigen Freunde verschweigt sie, diese verräth sich aber unwillkürlich in der schmerzlichen Bedrängniß ihrer gepreßten Seele, die, da ihr Lenardo keinen Ausweg zu zeigen vermag, ihre getäuschte Erwartung, durch vertrauliche Erzählung ihrer Geschichte Trost zu gewinnen, nicht verläugnen kann, wobei ihre nach ihm sehnsüchtig hingerichteten Augen vergebens die quellenden Thränen zurückzuhalten suchen. Aber wie erheitert sich ihr ganzes Wesen, als Lenardo, um sie zu zerstreuen, über seine und der verbundenen Freunde Absichten auf Amerika sich weitläufig ausläßt! unwillkührlich muß ihr ja der Gedanke sich aufdrängen, an der Seite des Geliebten sich dem Zuge nach der neuen Welt anzu-

schließen. Hierüber würde es ohne Zweifel zu nähern Erklärungen gekommen sein, wobei denn auch Lenardo seine so lang schlummernde Liebe verrathen haben würde, wären nicht beide gerade in diesem Augenblick zum Vater gerufen worden. Der fromme, dem Tode nahe Greis kann das Leben nicht verlassen, ehe er das wunderbare Paar zu einem himmlischen Bunde reiner Geschwisterliebe verbunden, nachdem er sie ernst ermahnt hat, in die Ferne zu hoffen und Gott zu vertrauen. So ist denn Lenardos Geschick mit dem des nußbraunen Mädchens unzertrennlich verbunden; wie aber die hier geknüpften Verwicklungen zu lösen seien, das bleibt zunächst Makariens reinem Geiste überlassen.

Auch der tolle Friedrich hat sich zu einem nützlichen Gliede des Bundes herangebildet, indem er sein glückliches Gedächtniß und seine schnelle, leichte Handschrift auf das förderlichste geübt und einer der sichersten und gewandtesten Nachschreiber geworden, der unsere Stenographen darin noch übertrifft, daß er alles ohne Zeichen und so für jedermann leserlich schreibt. Selbst von Philinen und Lydien vernehmen wir, daß sie ihre natürliche Geschicklichkeit benutzt haben, um sich würdig dem Bunde anzuschließen. Auch noch einige andere Personen treten hervor, die durch eine eigenthümlich ausgebildete, wenn auch sonst nicht in besonderer Achtung stehende Fertigkeit ihren Platz erworben haben, wie St. Christoph, der kolossale Reffträger und Berggänger, und der Rothmantel*), der als Barbier, aber auch durch die Gabe des Er=

*) Wenn Wilhelm ihm, nachdem er ihn als Barbier, ohne ein Wort zu sprechen, trefflich bedient hat, scherzend nachruft (III, 1): „Ihr seit jener Rothmantel wo nicht selbst, doch wenigstens gewiß ein Abkömmling; es ist euer Glück, daß ihr den Gegendienst von mir nicht verlangt habt, ihr würdet euch dabei schlecht befunden haben“, so deutet er auf das bekannte Märchen von Musäus Stumme Liebe, wo der gespenstige Barbier, der um seine linke Schulter einen Scharlachmantel trägt, nach vollendetem Geschäft den Gegendienst verlangt.



zählens sich auszeichnet. Der letztere bietet Lenardo Veranlassung, des sonst nicht hervortretenden Bundesgesetzes zu gedenken, daß jeder von ihnen sich von einer gewissen Seite bedingen müsse, wenn ihm nach andern Seiten hin größere Freiheit gestattet sei. Nicht auf das, was einer thue, komme es an, sondern darauf, daß jeder auf seine Weise irgend ein Fach vollständig verstehe und ausübe.

Lenardo hat eine große Anzahl Handwerker an dem Orte vereinigt, wo Wilhelm ihn so unerwartet getroffen; alle diese haben sich bereits dem Bunde angeschlossen, dessen Hauptgrundsatz darin besteht, daß jeder in einem Fache vollkommen sei, und sich so als nützliches Mitglied der Gesellschaft bewähre. Ein Theil derselben ist in der pädagogischen Provinz erzogen*), die andern sind von Lenardo auf seinen Wanderungen, besonders in den Gebirgsthälern, gewonnen worden, von wo ihm aber der Geschirrfasser nicht folgen will, und der Tag ist nahe, wo Lenardo sie nach der neuen Welt entlassen wird. Allein der erwartete natürliche Verlauf dieser Entlassung wird in der vom Dichter gegebenen Entwicklung höchst unangenehm gestört. Die vortrefflich entworfene und ausgeführte Rede, welche Lenardo (III, 9) vor der Entlassung hält**), ist, wie bemerkt, aus der ersten Ausgabe der Wanderjahre herübergenommen. Dort war sie durch-

*) Auffallend ist nur, wie Lenardo den Handwerkern gegenüber sich auf die Unterscheidung der verschiedenen Klassen von Reisenden in Lorenz Sternes empfindsamer Reise als eine bekannte Sache berufen kann. Der launige Yorik theilt dort die Reisenden zunächst in drei Klassen, je nachdem Körper- oder Geistesschwäche oder eine unausweichliche Nothwendigkeit zur Reise veranlassen, fügt aber diesen in verschiedene Abtheilungen zerfallenden Klassen noch den einfachen und den empfindsamen Reisenden hinzu.

**) Ein Theil von ihnen, sagt Lenardo (III, 9) hätten das Glück und die Freude gehabt, von Jugend auf in die drei Ehrfurchten eingeweiht zu sein.



aus an der Stelle, da dem ursprünglichen Plan gemäß es sich nicht um eine Auswanderung, sondern um eine mit Aussicht auf Rückkehr zu unternehmende Wanderung handelte. Wie wenig stimmt es zu dem Unternehmen unserer einen neuen Staat in einem ganz bestimmten Landstrich begründenden Auswanderung, wenn Lenardo sagt: „Unsere Gesellschaft ist darauf gegründet, daß jeder in seinem Maße, nach seinen Zwecken aufgeklärt werde. Hat irgend einer ein Land im Sinne, so suchen wir ihm das einzelne deutlich zu machen, was im ganzen seiner Einbildungskraft vorschwebte", und wenn es als Pflicht der Auswanderer ausgesprochen wird, „alle Regierungsformen gelten zu lassen, und da sie eine zweckmäßige Thätigkeit fordern und befördern, sich innerhalb einer jeden, auf wie lange es auch sei, nach ihrem Willen und Wunsch zu bemühen". Noch schlimmer ist es, daß wir jetzt hören müssen, die von Lenardo versammelten und dem Bunde angeschlossenen Handwerker seien noch nicht alle zur Auswanderung bereit, und erst nach Lenardos Rede solle es sich entscheiden, wer denn wirklich in die Welt hinaus gehn und wer lieber diesseits des Meeres auf dem zusammenhängenden Boden der alten Welt verbleiben und sein Glück versuchen wolle. Durch diese wunderliche, mit der ganzen frühern Darstellung im Widerspruch stehende Aenderung findet denn der Dichter Gelegenheit, den der zweiten Bearbeitung angehörenden Odoardo*) auftreten zu lassen. Dieser gewinnt einen Theil der Handwerker für seinen Vorschlag, ihm nach ansehnlichen noch unbebauten Strecken des europäischen Festlandes zu folgen, wo die Handwerke sogleich für Künste erklärt, aber deshalb auch auf das strengste gehandhabt werden sollen.

*) Der Name ist willkürlich gewählt, übrigens aus Lessings Emilie Galotti bekannt.



Goethe wurde zu dieser unglücklichen Eindichtung durch den Wunsch veranlaßt, der Auswanderung nach Amerika die Andeutung zur Seite zu stellen, daß es auch noch in den europäischen Staaten große des Anbaus bedürftige Strecken gebe, wo die Auswanderer, wenn sie anders tüchtige Arbeiter seien, reichliches Auskommen fänden, ohne daß sie sich gerade mit der Neugründung einer Gesellschaft zu befassen hätten.*) Da nun einmal nicht alle Handwerker sich für das große Unternehmen in der neuen Welt entscheiden, so ist es nicht zu verwundern, daß einige derselben auch Odoardo nicht folgen, sondern durch ihr Verhältniß zu hübschen Kindern des Dorfs und der Umgegend sich bestimmen lassen, an Ort und Stelle zu bleiben, ja daß einzelne, die für den Augenblick sich an Odoardo anschließen, die Versicherung geben, in kurzem zurückkehren und sich ansiedeln zu wollen, wenn man ihnen hinreichendes Auskommen gewähre. Hiervon sucht denn der Amtmann des gräflichen Schlosses seinen Vortheil zu ziehen. Dieser, den wir oben neben Lenardo und Friedrich den Vorsitz einnehmen sahen, lacht, als ein auf seinen Vortheil rechnender Selbstsüchtler, über die großen Anstalten und den Aufwand, den man mache, um über dem Meere und im Mittellande sich neue Zustände zu gründen, während man ihm gerade Gelegenheit gebe, einige der vorzüglichsten Arbeiter für sich zu gewinnen, und er benutzt die günstigen Umstände zur Anlage einer Möbelfabrik, womit denn der Dichter im Gegensatz zu den Unternehmungen Lenardos und Odoardos darauf hindeuten will, daß durch gewandte Benutzung tüchtiger Kräfte bei ausreichenden Mitteln auch ohne Auswanderung ein günstiges Ergebniß zu erzielen sei, was denn freilich niemand bezweifeln wird, besonders in Bezug

*) Aus Deutschland, besonders aus Württemberg, wurde damals viel nach Rußland ausgewandert.

auf den Unternehmer selbst, wenn es am nothwendigen Absatz nicht fehlt. Aber wir möchten dem Amtmann als einem der drei Vorsitzenden doch etwas Besseres zutrauen als eine solche spottende Betrachtung des großen Unternehmens Lenardos und die selbstsüchtigste Ausbeutung der gebotenen Verhältnisse! Wir müssen uns diesen doch als ein Mitglied des Bundes denken, weil der Umstand, daß er den Verbündeten das Schloß zur Benutzung für ihre Versammlungen überläßt, allein die Ehre des Vorsitzes nicht begründen kann. In der ersten Ausgabe der Wanderjahre findet sich auch nicht die geringste Andeutung seiner selbstsüchtigen Natur.

Noch ehe die Freunde von einander scheiden, berichtet uns der Dichter von dem Fortgang des großen Unternehmens, dem Wilhelm sich anzuschließen im Begriff steht.*) Lothario, Therese, Natalie und der Abbé sind bereits abgereist, die drängende Eile hatte ihnen nicht einmal erlaubt, vorher noch Makarien einen Besuch abzustatten. Bei dieser treffen auch die reizenden Sünderinnen Philine und Lydie ein, welche Jarno von hier abholt, um sie auf dem nächsten Wege zur See zu bringen. Lenardo und Friedrich hatten sich bereits von der herrlichen Frau verabschiedet, die indessen die Schlichtung aller Lenardo und Susannen quälenden Verwicklungen sich hatte angelegen sein lassen. Susannens Gehülfe Daniel hatte, da diese seine Neigung nicht zu erwiedern vermochte, eine andere vortheilhafte Verbindung geschlossen und

*) In der ersten Ausgabe hieß es hier (K. 17): „Eine allgemeine Assekuranz ist errichtet, es zeigt sich ein mächtiger Grundbesitz, auf welchem die Möglichkeit der großen wandernden Gesellschaft beruht, deren einzelne Glieder, unter der Bedingniß der möglichsten Brauchbarkeit, aller Welt empfohlen, in jeder Unternehmung gefördert und gegen alle Unfälle gesichert sind, dagegen aber auch als denkbare zerstreute Kolonisten aufs Vaterland günstig zurückwirken."



ihr ganzes Geschäft übernommen. Susanne, die Gute-Schöne, soll als freundliche Gesellschafterin an die Stelle der an einen Gehülfen Werners sich verheiratenden Angela zu Makarien kommen, doch hatte diese die Bedingung gestellt, daß Wilhelm, der sie zuerst aufgefunden, sie auch nach ihrem neuen Bestimmungsorte abholen solle. Ihre Neigung zu Lenardo war bei dieser Gelegenheit zur Sprache gekommen, doch fühlte sie ihr Herz noch zu sehr dem Andenken an den so unerwartet ihr entrissenen Bräutigam und Gatten hingegeben, als daß sie dieser Neigung Raum zu geben vermocht hätte; indessen kann Lenardo der wohl begründeten Hoffnung nicht entsagen, die Geliebte später hinüberzu führen und sich des vollen Besitzes ihres tief gemüthlichen Herzens zu erfreuen. So winkt ihm denn nicht allein die Hoffnung der glücklichen Vollendung seines mit frischem Muthe und besonnener Kraft begonnenen Unternehmens, sondern auch die auf so wunderliche Weise aus überzarter Gewissenhaftigkeit sich entwickelnde Liebe zu dem seinem ganzen sinnig thätigen Wesen gemäßen nußbraunen Mädchen darf einer segensvollen Erfüllung entgegensehn.*) Es steht also hier eine Verbindung des reichen adeligen Lenardo mit der Tochter des armen ausgetriebenen Pächters in Aussicht. Sahen wir ja schon in den Lehrjahren den dünkelhaften Standesunterschied aufgehoben und derartige sogenannte Mißheiraten zu Ehren kommen. Auch hier haben zwei ganz für einander geschaffene Seelen sich zu unauflöslicher Verbindung nach einem wunderlichen, sie aus einander stiebenden Schicksal gefunden. Makarie rühmt an Lenardo einen wunderbar feinen praktischen Takt des Guten und Bösen, des

*) Das Entwurfsblatt zu der diese Entwicklung gebenden Ausführung III, 14 habe ich am Schlusse der hempelschen Ausgabe mitgetheilt.



Löblichen und Unlöblichen und seine muntere technische Fertigkeit, doch habe sich seine angeborene Gewissenhaftigkeit im einzelnen zu grillenhafter Schwäche gebildet. Diese Schwäche ist bei reiferer Erfahrung und Weltkenntniß allmählich geschwunden, und er dadurch zu dem Leiter eines so großartigen, höchste Umsicht und besonnene Thatkraft fordernden Unternehmens herangereift, aber die Erinnerung an das nußbraune Mädchen hat ihn immerfort verfolgt, sein beunruhigtes Gewissen hat ihr Bild in liebevollster Weise ihm verklärt, und als er sie nun endlich in bedrängten Herzensverhältnissen findet, erschließt sich die Knospe der Liebe. Das nußbraune Mädchen selbst war im geraden Gegensatz zu seinem Vater von demselben frisch wirkenden und schaffenden Ordnungssinne, von demselben Drange nach fördernder, weit wirkender Thätigkeit, von derselben den Bedürfnissen des irdischen Menschen zugewandten innigen Theilnahme beseelt, wie Lenardo, und ihre unglücklichen Lebenserfahrungen haben ihr tiefstes Wesen auf das vollkommenste entwickelt. Außer Lenardo und Susanne erhalten wir auch über einige andere Paare nähere Kunde. Flavio und Hilarie, der Major und die schöne Wittwe bleiben in glücklicher Vereinigung auf europäischem Boden zurück, wie auch der Oheim und die ältere Nichte Juliette, welche einen trefflichen Mann geheiratet, der durchaus im Sinne des Oheims mit- und fortwirkt.*) In der ersten Ausgabe (I,11) wurde auch Valerinens Gatte noch als tüchtig eingreifend hervorgehoben.

Aber wie steht es mit Hersilie und Felix? In der Seele

*) Kap. 17: „Die älteste Schwester (Lenardo's) war verheiratet. Ein reicher Schwager übernahm, zur höchsten Zufriedenheit des Oheims, die Verwaltung aller Güter, daneben wirkte Susannens Gatte tüchtig mit ein; sie gedeihen ins Große und verstärken sich durch Verbindung mit fernen Landen und Orten.“



des ältern Mädchens hatte die Neigung zu dem holden, sich zum Jüngling entwickelnden Knaben immer tiefere Wurzeln geschlagen. Ein glücklicher Zufall bringt nach einander zuerst das Schlüsselchen, dann das Prachtkästchen von Felix in ihren Besitz. Gleich nach] dem Empfange kann sie, obgleich Wilhelm ihre Briefe unbeantwortet gelassen, sich nicht enthalten, diesem die sonderbare Nachricht mitzutheilen: die Hauptsache aber ist ihr, ihn aufzufordern, doch mit dem „holden Knaben" bald möglichst zu kommen und dessen Prachtkästchen mitzubringen, das dann eröffnet das Weitere selbst befehlen solle. Freilich wünscht sie, daß sich im Kästchen gar nichts finden möge; fühlt sie ja, an diesem selbst sei eigentlich gar nichts, es erhalte für sie nur dadurch Werth, daß es Felix angehöre, daß dieser es gefunden; denn wenn sie immer nur von Wilhelm spricht, als ob es diesem gehöre, so geschieht dies absichtlich, um ihre Neigung zu Felix nicht zu verrathen, was ihr aber schlecht gelingt, da sie in der schalkhaft mit einem „Gott sei uns gnädig!" abgewehrten Bemerkung, das Schlüsselchen erinnere an Pfeile mit Widerhaken, deutlich genug zu erkennen gibt, auch ihr stecke ein solcher Pfeil im Herzen*). Gleich nach diesem Briefe, noch ehe Lenardo die Handwerker entläßt, kommt ein anderes Schreiben Hersiliens in Wilhelms Hände, worin sie das sonderbare Begebniß mittheilt, wie sie in den Besitz des „herrlichen, dem holden Felix vom Schicksal zugedachten Schatzkästleins" gekommen, und sie beschreibt ihre leidenschaftliche Unruhe, die sie nicht rasten lasse, bis sie wisse, was mit diesem

*) Freilich ist es ebenso sonderbar, daß sie in dem Schlüsselchen gleich den Schlüssel des längst weggebrachten Kästchens erräth, wie die Art, auf welche das Kästchen selbst ihrem zweiten Briefe (III, 7) zufolge in ihre Hände geräth, mit demjenigen in Widerspruch steht, was Wilhelm mit dem Manne, dem er es zur Aufbewahrung übergeben, am Ende des ersten Buches verabredet hatte.



wunderbaren „Finden, Wiederfinden, Trennen und Vereinigen" gemeint sei, weshalb sie Wilhelm und Felix ängstlich herbeiwünscht; würde sie auch durch die Oeffnung des Kästchens nicht aus aller Verlegenheit gerettet, so wünsche sie doch sehnlichst, daß die Sache sich aufkläre, selbst wenn ihr, wie sie fürchte, etwas Schlimmes dabei begegnen sollte. Daß das Kästchen ein Talisman ihrer Liebesvereinigung mit Felix sei, ahnt sie, wagt aber nicht dieses ihr offenes Geheimniß auszusprechen. Felix kann seine glühende Neigung zu Hersilie nicht bemeistern; es treibt ihn aus der pädagogischen Provinz zur Geliebten hin, der er in reinstem Jugendglanze wie ein kleiner Abgott erscheint. In der leidenschaftlichen Aufregung, die uns ein dritter Brief Hersiliens (III, 17) ausführlich beschreibt, spricht er es aus, daß ihn das Kästchen, welches ein so wunderbares Verbindungsglied zwischen ihnen geworden, an sich gar nichts kümmere, daß er nur eines wünsche, ihr Herz zu gewinnen, und der holde Schelm weiß ihre Verwirrung über das Abbrechen des von ihm mit Gewalt umgedrehten Schlüsselchens geschickt zu benutzen, sie unversehens recht feurig zu küssen und zu herzen. Erst als Hersilie seine Küsse herzlich erwiedert hat, fällt ihr der Unterschied des Alters, der ihrer Vereinigung entgegenstehe, lebhaft auf; unwillig über eine solche Verwegenheit des Knaben, stößt sie ihn hastig von sich, bedroht und schilt ihn, und sie verbietet ihm, sich je wieder vor ihr zu zeigen. Felix sprengt verzweiflungsvoll davon, er will in die weite Welt, dort den Tod zu suchen. Der Brief, worin Hersilie, deren frühere Munterkeit stiller Gleichgültigkeit gewichen ist, dieses Wilhelm meldet*), kommt im Schlosse des Amtmanns zu spät an, da Wilhelm und seine Freunde bereits abgezogen sind, Lenar-

*) Die beiden ersten Absätze des Briefes sind Tagebuchbemerkungen (Bekenntnisse, deren Uebersendung an Wilhelm durch einen sonderbaren Um-



do und Friedrich, um sich ans Meer zu begeben, Wilhelm, um zuerst seinen Felix zu besuchen und dann Susannen zu Makarien abzuholen. Kurz vor dem Fußboten, welcher den Brief gebracht, war Felix angesprengt, der, als er vernimmt, Wilhelm sei bereits abgereist, um seinen Sohn zu sehn, unverweilt davon fliegt. Wie er Wilhelms Aufenthalt erfahren, bleibt unaufgeklärt; ebensowenig werden wir über die Weite des Weges unterrichtet, den Felix geritten war. Sein unglücklicher Sturz und die Herstellung durch die Kunst des Vaters bilden den würdigsten Abschluß des Romans. Die Wundarzneikunst, die Herstellerin des verletzten Ebenbildes Gottes, erscheint hier in ihrem schönsten Glanze. In Felix aber spricht sich die innigste Liebe zum Vater und das tiefe Gefühl für den hohen Werth der Familienverbindung aus; soll er leben, so will er es nur mit dem Vater. Daß die ihn ganz beherrschende Neigung zu Hersilie, welche das sehnsüchtige Verlangen nach wahrem Familienglück mächtig wach gerufen, ihre Erfüllung im Besitz der Geliebten finden werde, das dürfen wir sicher erwarten. Die schmerzliche Verlegenheit um das Schicksal des holden Jünglings, den Hersilie, von eigensüchtigem Unwillen übermannt, verzweiflungsvoll in die weite Welt getrieben, wird alle ihre Bedenken niederschlagen und die reine, durch keine äußern Rücksichten getrübte Stimme des Herzens zum vollsten Bewußtsein bringen. Das Kästchen war der vom Schicksal bestimmte Talisman, an den sich ihre wunderbare Verbindung knüpft, und uneröffnet wird es, als werthestes Andenken, woran ihr Liebesglück gebannt bleibt, im Familienkreise aufbewahrt wer-

stand veranlaßt wird, nachdem sie selbst vergeblich nach Felix gesandt hat. An einer frühern Gelegenheit, an Wilhelm einen Brief gelangen zu lassen, hat des ihr gefehlt; daß der von den Verbündeten gesandte Bote so lange aufgehalten wird, versetzt sie in leidenschaftliche Aufregung.

den. Aehnlicher Talismane finden wir in den Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten gedacht.*) Fragen könnte man, ob denn die muntere Hersilie sogleich mit ihrem Felix nach Amerika wandern werde oder ob dieser sie erst später, wie Lenardo Susannen, dorthin abholen werde; allein ein Grund zu einer zeitweiligen Entsagung, wie bei Susannen, liegt kaum vor, und die lebhafte Hersilie wird sich mit frischem, unternehmendem Muthe dem großen Zuge anschließen, während ihre stillere, häuslichere Schwester Juliette sich in den festgegründeten Zuständen behaglich fortbewegt. Der Dichter führt diese Entwicklung nicht aus, weil er dazu einer breitern Darstellung bedurft hätte, wodurch die jetzt am Schlusse so bedeutend hervortretende Herstellung des Sohnes durch die in allen Lebensverhältnissen unentbehrliche, gründlich erlernte Kunst des Vaters wesentlich verloren haben würde; auch ist alles für den sinnigen Leser klar genug angedeutet. Wie der Dichter uns gleich am Anfang Vater und Sohn im Gebirgspaß erscheinen ließ, so schließt das Ganze mit einem schönen, ergreifenden Bilde, mit dem durch die Kunst des Vaters hergestellten, zum herrlichen Jüngling gediehenen, fester als je an den Vater geschlossenen Jüngling, der sich, wie dieser, tüchtig zu seinem Berufe ausgebildet und auch schon die ihm ganz zugebildete Lebensgefährtin in herzlicher Liebe gefunden hat — beides viel früher als Wilhelm, der nur nach manchen Irrwegen zu seinem Ziele gelangt war.

Freilich mag es manche Leser höchst unangenehm berühren daß die Hauptpersonen des Romans zu so nüchternen Berufsleuten geworden, Wilhelm als Wundarzt sich gefällt, sein Sohn Stallmeister, Lenardo Fabrikmeister, Jarno Bergmann wird,

*) Vgl. unsere Erläuterungen XV, 95.

Friedrich als Nachschreiber, Lothario als Exerziermeister, der Abbé als Lehrer erscheint, um von Philine und Lydie gar nicht zu sprechen: aber darin liegt gerade der Kern unserer Dichtung, daß jeder eine von der Natur ihm verliehene Fähigkeit zur höchsten Vollkommenheit ausbilde, um so als nützliches Glied in die menschliche Gesellschaft einzutreten. Allein neben der dringenden Forderung des Verstandes, daß jeder durch eine vollkommen geübte Thätigkeit seinen Platz in der bürgerlichen Gesellschaft gebührend behaupte, erhebt auch das Herz seine Ansprüche, und wie wenig die Herzensneigung durch äußere Rücksichten sich bestimmen lasse, zeigt uns gerade die Liebesverbindung von Felix und Hersilie. Der Unterschied des Alters fällt freilich Hersilien schwer auf die Seele, aber vergebens sucht sie ihre Neigung zu bekämpfen, der Knabe dagegen faßt zu dem wenigstens ein Jahrzehnt ältern frohmuntern Mädchen eine unwiderstehliche Neigung, welche sein ganzes Leben beherrscht, welche den muthwilligen Schelm plötzlich umwandelt und ihn bestimmt, sich dem Schreiben und Reiten mit emsigem Fleiße zu widmen, um es hierin ihr zu Liebe zur höchsten Vollkommenheit zu bringen, welche ihn leidenschaftlich verfolgt, so daß er nicht ruht, bis er ein Mittel ersonnen, ihr aus der pädagogischen Provinz einen Liebesgruß zu senden, ja er nimmt endlich Reißaus, um der Geliebten sein Herz auszuschütten und sich ihrer Liebe zu versichern. Mag man auch diese romantische Liebe des Knaben und Jünglings zu dem viel ältern Mädchen nicht besonders reizend finden, sie ist dem Charakter der Wanderjahre durchaus gemäß, welche uns im Gegensatz zu der strengen staatsbürgerlichen Richtung des Romans eine Reihe von wunderlichen Herzensverwicklungen zeigen, die den ernstverständigen Grund mit den üppig rankenden Blumen leidenschaftlichen Gefühls durchziehen. Den geraden Gegensatz zu Hersilie und

Felix bildet die mit wunderbarer Feinheit und lebendiger Treue dargestellte Erzählung vom Manne von funfzig Jahren*); denn hier haben wir eine offenbare Verirrung des jüngern Mädchens zu dem ältern Manne, da dieser der einzige Mann von Werth war, der ihr näher bekannt geworden, und sie die Verehrung für ihn mit der Liebe verwechselte, welche in ihrer Brust noch nicht erwacht war, erst durch eine seltsame Verwicklung angefacht werden sollte, die den regsten Antheil an dem jüngern Verwandten in ihr entzündet, neben dem sie früher so lange ohne herzlichen Antheil hingegangen war, ähnlich wie in der herrlichen Elegie Alexis neben Dora. Dagegen ist die Liebe von Felix zu Hersilie aus dem tiefen, wahren Gefühle ihrer Zusammengehörigkeit hervorgegangen; die allen Ernst muthwillig verlachende frische Munterkeit des frei und froh in die Welt schauenden neckischen Mädchens hat sein von gleichem frohen Drange erfülltes Herz unwiderstehlich ergriffen, so daß ihm nur das Leben für sie und mit ihr Werth zu haben scheint. Besonders wegen dieses entschiedenen Gegensatzes zu Felix ist auch die Erzählung vom Manne von funfzig Jahren durchaus in den Roman verflochten. In der ersten Ausgabe war es Hersilie selbst, welche sie Wilhelm mittheilte. Freilich lag ein anderer Grund zur innigen Verwebung dieser Novelle in die Handlung der Wanderjahre darin, daß der Dichter ein weiteres Beispiel der im Leben so nothwen-

*) Störend wirkt nur das mehrfache Hervortreten Goethes selbst, der einmal sogar seines eigenen Alters gedenkt, das ihn abhalte, eine leidenschaftliche Szene zu schildern, weil er fürchte, es möchte ihm hier die jugendliche Glut ermangeln. Auch der summarische Bericht über den Briefwechsel mit Makarie am Schlusse fällt unangenehm auf, und würde die Erzählung viel treffender mit den Worten der schönen Wittwe gegen Ende von III, 5 abschließen: „Alsdann werden mit wenigen Worten unsere Zustände sich entscheiden lassen.“



digen Entsagung geben wollte, der Felix glücklich entgeht, während Lenardo diese Prüfung gründlich bestehn muß.

Außer dem Manne von funfzig Jahren sind noch zwei andere Novellen in den Zusammenhang des Romans innigst verwoben, St. Joseph der zweite und das nußbraune Mädchen, wonach die diesen vorgesetzten besondern Ueberschriften hätten wegfallen sollen. Dagegen enthalten die Wanderjahre noch fünf selbständige Novellen, Die pilgernde Thörin, Wer ist der Verräther? Die neue Melusine, Die gefährliche Wette und Nicht zu weit!, von denen die letzte die mißlungenste von allen ist.

Die Novelle Nicht zu weit! soll uns lebhaft mahnen, nie die Grenze der Mäßigung zu überschreiten, immer die Leidenschaft zu zügeln, welche, wenn sie die nothwendigen Schranken überspringt, zu ärgster Verwirrung führt. Die gefallsüchtige Albertine hat den Rath der guten Alten, es nicht zu weit zu treiben, sich nicht zu sehr dem Umgange mit andern Männern zu überlassen, ganz in den Wind geschlagen, sie hat sich der Neigung zu ihrem Hausfreunde schrankenlos hingegeben, wird aber, als sie bei einem zufälligen Begebnisse sich überzeugen muß, daß sein Herz ihrer Freundin, der munter-neckischen Florine, gehört, von wilder Eifersucht erfaßt und ihr Herz auf das schmerzlichste erschüttert. Aber das Schicksal rächt sich an ihr noch auf andere Weise, indem es zu gleicher Zeit unter ganz besondern, durch ihr längeres Ausbleiben bedingten Verhältnissen die Prinzessin Sophronie, zu welcher Odoardo früher eine begeisterte Neigung gefühlt hatte, mit diesem zusammenführt und ihr so eine gefährliche Nebenbuhlerin schafft, wodurch die Furcht der guten Alten, der Herr werde endlich auch auf Abwege gerathen und ihr abwendig werden, auf eigene Weise in Erfüllung geht. Der Dichter entläßt uns mit der Schilde-

rung der höllischen Qual, welche Albertine, Florine und der Hausfreund empfinden, als sie nach der unglücklichen Entdeckung zusammen im Wagen sitzen, ohne die in Folge der zusammentreffenden Ereignisse drohende Scheidung auszusprechen. Sind auch einzelne Theile der Erzählung glücklich ausgeführt, so fehlt doch dem Ganzen die wahre Frische der Darstellung, und die Anordnung der Erzählung, in welcher wir bald den leidenschaftlichen Erguß Odoardos, bald die bedenklich besorgte Rede der guten Alten, bald Odoardo selbst, bald den Dichter erzählen hören, ist durchaus verfehlt, da die einzelnen Theile sich zu keiner Einheit zusammenschließen. Wahrscheinlich hat der Wunsch, die Wanderjahre weiter auszudehnen (vgl. oben S. 17), den Dichter zur Einschiebung dieser Erzählung veranlaßt, die wir mit der ganzen auf Odoardo bezüglichen Ausführung gern ausscheiden würden.

Die gefährliche Wette ist die freilich lebendig genug ausgeführte Darstellung eines lustigen Schwankes, der wider Erwarten die traurigsten Folgen hat. Wir sollen durch sie belehrt werden, uns ja nicht muthwilliger Laune hinzugeben, welche einen andern zum Besten hält, da leicht die schlimmsten Folgen daraus hervorgehn können. Der kolossale St. Christoph, der hier wunderlich genug als Erzähler auftritt, hält es für unnöthig, die eigentliche Lehre dieser Geschichte auszusprechen, die wohl „überklar und deutlich" sei; wir aber würden ihm die ganze Erzählung, die überdies ungeschickt genug eingefügt ist, mit ihrer etwas strengen Lehre gern erlassen.

Wenn wir das sonst trefflich geschilderte „Enakskind"*) St. Christoph uns als Erzähler verbitten möchten, so hören wir dagegen gern dem Barbier zu, welcher die diesem Stande eigene

*) So heißt er III, 1. Die Enakskinder sind Riesen, (4. Mos. 13. 23. 29. 34).

Geschwätzigkeit über die gewöhnlichsten Dinge durch das Gelübde des Stillschweigens abgethan hat, wogegen er seine Redefertigkeit zusammenhält, um durch Erzählung wunderlicher, den Geist erheiternder Geschichten zu unterhalten, wie er es hier durch die neue Melusine thut, die wir an sich freilich entbehren könnten, die aber doch vortrefflich als heitere Abwechslung zwischen die Schilderung der armen Spinner und Weber und die ernste Entlassungsrede Lenardos sich einfügt. Unvergleichlich ist der Ton des nur heitere Unterhaltnng bezweckenden, keineswegs Glaubhaftigkeit beanspruchenden Märchens von dem Zwergweibchen gehalten', welches in dem in den Tag lebenden lustigen Bruder, der sich klüglich überall hinter die Wirthin oder die Köchin steckt, seinen würdigen Ritter und Stammhalter gefunden hat. Unser wunderlicher irrender Ritter büßt durch leidenschaftliche Hitze und unmäßige Gier das heitere Glück ein, welches ihm der Besitz der schönen Melusine dauernd gewährt haben würde, die er nur dadurch verliert, daß er sich nicht zu mäßigen weiß: um sie nicht aufgeben zu müssen, entschließt er sich, ihr selbst ins Reich der Zwerge zu folgen, aber der dortige Zustand ist ihm doch zu unerträglich, als daß er sich nicht nach kurzem peinlichen Zwergleben aus ihm heraussehnen müßte, und so kann er noch von Glück sagen, daß er sich endlich wieder als bescheidener Fußreisender am Heerd der Köchin wiederfindet, wo er sein kurzes Wohlleben begonnen. Seine hastige Leidenschaft läßt sich zuerst durch Wein und Spiel, darauf, trotz der besorgten Mahnung der Geliebten, durch Wein und Weiber unbedacht hinreißen; doch die dadurch entstehenden Uebel weiß Melusine zu heilen. Da muß zu seinem Unglück unser lustiger Ritter durch einen von seiner Neugierde aufgegriffenen Zufall die Entdeckung machen, daß seine Geliebte in doppelter Gestalt lebe; freilich verspricht er, hingerissen von ihrer unendlichen Liebenswürdigkeit

und durch sein jetziges Wohlleben verführt, die unglückliche Entdeckung solle seiner Liebe keinen Abbruch, thun, er betheuert feierlich, ihre Zwerggestalt ihr nie zum Vorwurf machen zu wollen, allein Wein und Weiber verleiten ihn zu einem Zornausbruch, worin er sie verächtlich einen Zwerg schilt und somit ihre Rückkehr zu den Ihrigen herbeiführt. Der Zwergkönig Eckwald ist dem unserm Dichter aus seiner Jugend wohl bekannten Volksbuch vom gehörnten Siegfried entnommen. Dort kommt ein Zwergkönig Egwaldus oder Egwald mit drei Brüdern vor, die gleichfalls Könige sind. Der Riese Wolfgrambär hat die Zwerge, deren tausend in dem Berge sind, gewaltsam unterworfen. Nachdem Siegfried den Riesen erschlagen, wird er von Egwald in seinem Berge auf das köstlichste bewirthet, wobei es auch an Musik und Tanz nicht fehlt.*) Auch die Erzählung, wie Gott zuerst die Zwerge, dann die Riesen, um die Drachen zu erlegen, endlich die Helden geschaffen, weil die Riesen den Zwergen viel Leid anthaten, gehört der Volkssage an, nicht weniger die Vorstellung, daß die Zwerge immer kleiner werden, und sie deshalb ihr Geschlecht durch Heirat mit den Menschen erfrischen. Das übrige scheint Goethes eben so freie als glückliche Dichtung. Die Ueberschrift Die neue Melusine deutet auf die aus Frankreich stammende Sage von Melusine und Reimund, worin letzterer, indem er sie wider sein ernstlich gegebenes Versprechen im Bade belauert, die Entdeckung macht, daß sein Weib ein Meerwunder sei, und in Gegenwart der Ritter, von Zorn hingerissen, sie eine böse Schlange und einen häßlichen Wurm schilt, was die Scheidung zur nothwendigen Folge hat**).

---

*) In der Beschreibung der Belagerung von Mainz gedenkt Goethe eines Zwergkönigs Edwin, der aus seinem aufgethanen Berge das muntere Zwergenheer aussende. Sollte hier der Name Edwin auf Verwechslung beruhn?

**) Tiecks „sehr wunderbare Historie von der Melusina" war im Jahre

Die pilgernde Thörin, welche Friedrich in der ersten Ausgabe des Romans aus dem reichen Schatze von Lenardos Sammlung seinem Freunde Wilhelm zu lesen gibt, damit er den Unterschied zwischen einer verrückten Pilgerschaft und einem wohldurchdachten, glücklich eingeleiteten Wanderunternehmen recht lebendig erkenne, wird jetzt viel passender eingeleitet; denn die muntere Hersilie ist es, welche diese aus dem Französischen übersetzte Geschichte Wilhelm vor dem Schlafengehen überreicht, indem sie bemerkt, wenn sie jemals närrisch werden möchte, so wäre es auf diese artige Weise; im Grunde aber deutet sie schalkhaft auf die Verwirrung hin, die Vater und Sohn leicht auf sie üben könnten. Die Erzählung lehrt uns, welcher wunderlicher Mittel sich ein sonst verständiges, ja geistreiches Mädchen bedient, um sich in Herzensverwicklungen zu retten. Die Art, wie sie sich den Liebesbewerbungen des alten und jungen Herrn von Revanne entzieht, zeigt, wie der Erzähler selbst bemerkt, daß Thorheit oft nichts weiter sei, als Vernunft unter einem andern Aeußern; sie ist ein thöricht scheinendes Mittel zur Erreichung eines verständigen Zweckes, der auf keine andere Weise treffender zu erzielen war. Noch thörichter aber ist die List, womit sie dem Freunde, der sie berücken möchte, den Beweis liefern will, daß sie sein falsches Spiel wohl erkannt habe; das Lied von der Mühle deutet auf diese List hin, ohne daß wir darin eine getreue Erzählung ihrer eigenen Geschichte sehn dürften. Sie selbst liebt den Freund und hofft, er werde sich noch einmal von wahrer Gegenliebe zu ihr ergriffen fühlen; vorläufig hat sie sich aller weitern Nachforschung durch ihre seltsame Wanderung entzogen. Wie anmuthig auch die ganze Erzählung gehalten ist, so widerstrebt sie doch dem reinen

1800 in dessen „romantischen Dichtungen" erschienen.

Gefühle, da der Mangel an jeder weiblichen Zartheit und Scheu uns nothwendig verletzt; aber wir haben hier gerade eine weibliche Thörin, der bei allen sonstigen trefflichen Eigenschaften die echte Weiblichkeit abgeht, und wenn Hersilie an dieser etwas leichtfertigen französischen Geschichte sich belustigt, so läßt sie gerade ihr tiefer, echt weiblicher Sinn die Thorheit solchen Gebarens in hellstem Licht erschauen.*)

Von Hersilie, obgleich diese nicht ausdrücklich genannt ist, erhält Wilhelm bei seinem Abschiede auch die Erzählung Wer ist der Verräther? als ein Gegenstück zur pilgernden Thörin. Wenn aber Hersilie meint, wie er dort die Nettigkeit einer vornehm reichen französischen Verirrung zu schätzen gewußt habe, so werde er hier die einfache treue Rechtlichkeit deutscher Zustände, das so höchst anmuthige Bild „des deutschen Mittelstandes in seinen reinen Häuslichkeiten" nicht verschmähen, so scheint sie uns den eigentlichen Kern beider Geschichten zu verfehlen. Faßt die pilgernde Thörin auch das Ernsteste von der lustigen Seite und wird dadurch zu schalkhaften Streichen veranlaßt, so finden wir dagegen in Lucidor den ganzen deutschen Ernst, der eine für ihn so höchst wichtige Sache auf dem geradesten Wege abzumachen gedenkt, aber er sieht sich hierin auf jede Weise gehindert, da er zufällig, ohne es zu ahnen, sich selbst verräth, und die Freunde, um das, was ihn quält, auf die leichteste Weise zu erledigen, ihn ein paar Tage hinhalten müssen. Allein dieses geschickt angelegte Hinhalten des arglosen Jünglings wirkt doch etwas peinigend, und läßt bei aller trefflichen Ausführung des einzelnen den Leser

*) Eine Vergleichung mit der französischen Urschrift habe ich in der Hempelschen Ausgabe mitgetheilt. Ueber die Romanze vgl. meine Erläuterungen zu den lyrischen Gedichten II, 374 ff.



kalt, welcher aus dem Ganzen sich fast nur die Lehre entnehmen kann, wie gefährlich es sei, sich in lebhaften Selbstgesprächen zu ergehn, wofür Lucidor freilich nur mit einigen peinlichen Tagen bestraft wird. Sein erstes leidenschaftliches Selbstgespräch ist zufällig belauscht worden. Julie, die sich durch ihre Verschmähung eigentlich verletzt fühlen mußte, wenn sie auch froh ist, so leichter Hand von einem ihr keineswegs wünschenswerthen Bräutigam loszukommen, sucht ihn auf freundlich heitere Weise als den ihr bestimmten Bräutigam zu behandeln; deshalb läßt sie ihn von seinen kleinen Reisen durch die schönsten Gegenden Deutschlands und der Schweiz bis zum langen See hin und von der dortigen allbewunderten Isola bella erzählen, und bricht endlich in den Wunsch aus, solche Herrlichkeiten müßten sie zusammen sehn. Freilich wird er in seinen Erzählungen bald von dem vielgereisten Antoni ausgestochen, der von größern Wunderdingen zu berichten weiß, so daß Julie an seinem Munde mit voller Seele hängt, allein dies macht unsern Lucidor nicht stutzig, der es sich leicht zu deuten weiß, seine Eifersucht ärgert sich, daß Lucinde es an Aufmerksamkeiten gegen den edlen Fremden nicht fehlen läßt, die er doch aus gesellighöflichen Rücksichten sich leicht erklären könnte. Sein gesammelter Unwille ergießt sich im nächtlichen Selbstgespräche über Antoni, den er in bitterm Groll einen Reiser *), einen ewigen Juden nennt; er will nicht begreifen, warum dieser gerade die häusliche, für ihn selbst geschaffene Lucinde sich ausgewählt habe, und nicht lieber sich der kleinen Närrin, die mit jedem durch die Welt laufen möchte, dem „zappligen Quecksilber“, zuwende. Doch nimmt er sich vor, um der ihn so sehr bedrängenden Noth ein baldiges Ende zu machen, sich seinem zukünf-

*) Karl Philipp Moritz hat die wunderlichen Kreuz- und Querzüge seiner Jugend in dem Roman Anton Reiser (1785—1790) dargestellt.



tigen Schwiegervater, dem Oberamtmann, mitzutheilen. Aber wie schmerzlich fühlt er sich getroffen, als er am Morgen vernimmt, dieser sei auf drei Tage verreist! Von dem erlauschten Selbstgespräch in Kenntniß gesetzt, hatte der Oberamtmann schon am vorigen Tage den Entschluß gefaßt, zu Lucidors Vater hinzueilen, um wo möglich die Sache zu ordnen, zugleich aber den Seinigen das Versprechen abgenommen, den Jüngling vor seiner Rückkehr nicht aus den Augen zu lassen, da er fürchtete, seine rasche Zwischenkunft werde der glücklichen Ausgleichung hinderlich sein. Die weitere Entwicklung ist treffend geschildert, nicht weniger sind die Charaktere glücklich gehalten, besonders Julie und der halb erwachsene verzogene Sohn *); am wenigsten gelungen ist die nach dem ersten leidenschaftlichen Selbstgespräche folgende rückgreifende Ausführung. Ursprünglich sollten auch die Personen unserer Erzählung im Romane selbst auftreten, wenigstens Julie und Antoni; denn in der ersten Ausgabe des Romans bemerkt Lenardo, der diese Erzählung Friedrich zum Vorlesen übergibt: „Unser Freund (Wilhelm) wird mehr Vertrauen als je zu Bund und Band fassen, wenn er abermals treffliche Glieder findet." Wie die Novelle jetzt eingefügt ist, können wir ihrer wohl entrathen; das siebente Kapitel würde einen ganz genügenden Schluß mit Hersiliens neckischen Worten erhalten: „Es ist ein saures Leben! wenn ich mich alle acht Tage resignire, so hab' ich es freilich bei dreihundert fünfundsechzigen **) zu Gute."

Nachdem wir die Haupthandlung und die zwischengeschobenen

*) Zu den Worten des Junkers I, 9: „Ich habe mich ganz hingebettet" ist zu lesen: „ganz hinten gebettet". In I, 8 sind in dem mit „Lucidor folgte" beginnenden Absatz nach „ergiebig sein konnte" die Worte: „Sie kehrten auf einem Pachthofe ein", durch ein unglückliches Versehen ausgefallen.

**) Es soll doch wohl heißen „bei den übrigen dreihundert dreizehn".



Novellen betrachtet haben, wenden wir uns zum eigentlich lehrhaften Theil der Wanderjahre. Wilhelm bildet sich zu einem nützlichen Mitglied der Gesellschaft aus, indem er die vollkommene Meisterschaft in einer Kunst sich erwirbt, zu welcher er sich schon von früh an getrieben fühlte. Der Grund und Boden, auf welchem wir hier stehen, ist demnach die bürgerliche Gesellschaft und ihre feste Begründung, wonach diese die Zeit bewegende Frage hier, wenn auch nicht gelöst wird, doch in ihrer bedeutungsvollen Wichtigkeit an uns heran treten muß. Und so treffen wir denn in unserm Roman auf mehrfache Versuche einer solchen Lösung, welche der Dichter freilich nur als wirkliche, von einem gewissen Standpunkt aus gemachte Versuche an uns vorüberführt, in denen sich der gährende Trieb der Zeit ausspricht, aber wenn er auch keinen derselben als vollkommen gelungen bezeichnet, so treten doch die Hauptpunkte, worauf es ankommt, bedeutsam genug hervor.

Die festere und glücklichere vernunftgemäße Begründung der Staatsgesellschaft ist schon frühe von begabten Geistern in der Darstellung von Idealstaaten erstrebt worden. Das älteste Beispiel dieser Art, das unser Dichter nicht unbeachtet gelassen, bieten Platos zehn Bücher vom Staate, wo der Staat als ein durchgängiges Gegenbild der wohlgebildeten menschlichen Seele und die Staatslehre als Abschluß der Sittenlehre aufgefaßt wird Die Vollkommenheit beider besteht nach Plato in vollendeter Einstimmigkeit ihrer Bestandtheile. Um die geforderte vollkommene Einheit des Staates zu verwirklichen, werden alle Eigenzwecke dem Gesammtzwecke, der Eigenwille dem Gesammtwillen, die eigene Glückseligkeit, Eigenthum und Erwerb, Erziehung und Unterricht, Kunst und Wissenschaft, Sitte und Religion dem obersten Staats-

zweck untergeordnet, ja selbst Ehe und Familienleben diesem zum Opfer gebracht. So soll denn auch die Erziehung nicht solche Fähigkeiten und Fertigkeiten entwickeln, die den Anlagen und Neigungen der einzelnen gemäß sind, sondern nur dasjenige pflegen, was zur Förderung des Staatswohles beiträgt. Der Dreiheit der Seelenthätigkeiten entspricht die Dreiheit der Stände auf das genaueste, und die Vortrefflichkeit des Staates den aus jenen sich entwickelnden Tugenden. Eine Annäherung der vorhandenen griechischen Zustände an diesen Idealstaat versuchte Plato in seinen zwölf Büchern von den Gesetzen. Von ganz andern Grundsätzen als Plato bei seinem Kallipolis (Schönstaat) ging der berühmte Engländer Thomas More bei seinem Utopien (Nirgendwo) aus. In seiner 1516 erschienenen lateinischen Schrift über die beste Staatsverfassung und die neue Insel Utopien zeichnete der sechsunddreißigjährige, in der Wissenschaft und den Geschäften gleich gewandte Mann, in der fabelhaften Insel Utopien das Muster eines vernunftgemäßen Staates, nicht ohne Einmischung mancher wunderlicher, im schärfsten Gegensatz gegen die herrschende Verderbniß aufgestellter Einrichtungen. Alle Religionen finden hier die vollste Freiheit, nur die Unsterblichkeit der Seele, die Bestrafung des Lasters und Belohnung der Tugend darf niemand läugnen. Die Macht des auf Lebenszeit gewählten Fürsten ist beschränkt. Alle Utopier sind Ackerbauer, doch muß jeder auch ein besonderes Handwerk lernen. Der Zweck des Staates ist das Gesammtwohl aller. Hundert und fünfzig Jahre nach More entwickelte sein Landsmann Harrington in seiner Oceana in ähnlicher Weise das Ideal eines auf echt republikanischer Grundlage beruhenden, durch Gewerbfleiß zu höchster Blüthe gelangenden Staates, und der Musterstaat dieses seinen freien Gesinnungen zum Opfer fallenden republikanischen Weisen wurde in England

von vielen bewundert, so daß William Penn in seinem neuzuschaffenden Staate die dort gelehrten Grundsätze ins Leben zu rufen versuchte, womit es aber so wenig gelingen wollte als mit den von Locke entworfenen freien Verfassungen für Karolina und Pennsylvanien. Auch Owens gleich ins Leben tretende, aber bald verunglückte Versuche, dem gesellschaftlichen Elend durch eine durchgreifende Umgestaltung der Verhältnisse der Arbeiter Abhülfe zu leisten, so wie Saint Simons Arbeiterkatechismus (1823) und neues Christenthum (1825), worin dem Arbeiter die Hauptstelle im Gemeindeleben angewiesen, und die christliche Pflicht, für das Wohl der ärmsten und zahlreichsten Klasse ernstliche Sorge zu tragen, auf das eindringlichste hervorgehoben wird, fallen vor die Vollendung von Goethes Wanderjahren. Ein Utopien ganz anderer Art, einen Genußstaat der ungebundenen Kraft und Leidenschaft und der sinnlichen Naturverehrung, gründet Heinse's schwärmerischer Ardinghello (1787) mit der vortefflichsten Jugend von Rom, Venedig, Genua und Florenz auf den cykladischen Inseln. Die leitenden Grundsätze dieses Künstler- und Heldenvolks lauten also: „Kraft zu genießen oder, welches einerlei ist, Bedürfniß gibt jedem Dinge sein Recht und Stärke und Verstand, Glück und Schönheit den Besitz. Deswegen ist der Stand der Natur ein Stand des Krieges. — Der beste Staat ist, wo alle vollkommene Menschen und Bürger sind; und diesem folgt, wo die meisten es sind. — Derjenige Mensch und Bürger ist vollkommen, welcher seine und seines Staats Rechte kennt und ausübt. — Wirkliche Glückseligkeit besteht allezeit in einem unzertrennlichen Drei: in Kraft zu genießen, Gegenstand und Genuß. Regierung und Erziehung soll jedes verschaffen, verstärken und verschönern." Das besondere Geheimniß der Staatsverfassung der „glückseligen Inseln" bestand darin, der Türkenherrschaft in jenen heitern Gegenden

ein Ende zu machen; „doch vereitelte dies nach seligem Zeitraum das unerbittliche Schicksal.“*)

Goethe stellt uns nicht einen fertigen Musterstaat hin, sondern er zeigt uns dasjenige, was Noth thut, in mehrern ausgeführten Bildern. Daß die Frage nach einer festen Gestaltung der gesellschaftlichen Zustände eine dringende sei, das beweisen uns die bedrohten Zustände der armen Spinner und Weber, auf welche unser Dichter, viele Jahre vor dem Ausbruche der schlesischen Weberunruhen, mit mahnender Hand hindeutete. Während er uns das rege Leben in jenen Gebirgsthälern lebhaft vorführt und unsere Theilnahme für diese fleißigen Arbeiter durch genaueste Verfolgung ihrer sich aufnehmenden und fördernden Thätigkeiten, woran alle von früher Jugend bis zum höchsten Greisenalter sich betheiligen, auf wirksamste Weise weckt, deutet er zugleich auf die Klagen wegen Nahrungslosigkeit **) und die nothwendig gewordene Einführung von Maschinen hin, von denen man die Verödung der noch nothdürftig sich erhaltenden arbeitslustigen Thäler fürchtet. Aber diese Furcht ist unbegründet, wenn sich ein tüchtiger, von Wohlwollen geleiteter Unternehmungsgeist des allgemein gefühlten Bedürfnisses annimmt, wie es hier durch Susannens Gehülfen geschieht, der sich mit einer wohlhabenden Familie durch Heirat verbindet, wodurch, da er auf diese Weise mit dem kenntnißreichen Geschirrfasser verwandt wird, die vollkommene Einrichtung eines neuen Gewerbzweiges entsteht, welcher, wenn auch auf andere

*) Ueber Goethes Reise der Söhne Megaprazons, die gleichfalls einen staatsbürgerlichen Zweck verfolgen sollten, vgl. unsere Erläuterungen XV, 7 ff.

**) „Aus den Gebirgen vernimmt man Klagen über Klagen, wie dort Nahrungslosigkeit überhand nehme“, schreibt der Abbé; „auch sollen jene Strecken übermäßig bevölkert sein.“



Weise, alle Bewohner der Gegend auf das lebhafteste beschäftigt. So sehen wir denn auch hier die Bestätigung der bekannten Erfahrung, daß vollkommenere, die Arbeit erleichternde und vervielfältigende Maschinen keineswegs den Arbeitern Abbruch thun, sondern daraus gerade ein neues, frisches Leben hervorgeht, Verbrauch und Absatz mit der raschern und vollkommenern Arbeit sich steigern.

Wie hier der den Anforderungen der Zeit folgende Unternehmungsgeist des umsichtigen Gewerksherrn in seinem Kreise der drängenden Noth Abhülfe leistet, so tritt uns im Oheim die wohlwollende Gesinnung eines reichen Gutsherrn entgegen, der seine Besitzungen möglichst vielen nutzbar zu machen und in seinem nächsten Bezirke durch thätigste Hebung der Landwirthschaft segensreich zu wirken sich bestrebt. Beide sind in ihrer Art als höchst achtungs- und dankenswerth anzuerkennen, da sie ihren Besitz nicht zum Nachtheil anderer ausbeuten, sondern vielen zu einem auskömmlichen Leben verhelfen; aber es sind nur schwache, zufällige, bestandlose Versuche, der Noth zu steuern. Der Gehülfe betrachtet sich als ernährenden Herrn, der so viele Hände in Bewegung setzt, der Oheim glaubt sich vom Himmel mit einem so reichen Besitzthum begabt, um als ein kleiner Gott zu wirken, der sich gnädig der Bedürftigen annimmt, in seiner Weisheit ihrer fürsorglich gedenkt; wenn jener, der aus niederm Stand sich emporgebracht hat, ein kleinliches, peinliches Wesen, so kann der Oheim eine gewisse vornehme Steifheit nicht verläugnen.

Der Großvater unseres Oheims hatte den innigsten Antheil an den Bedrängnissen genommen, welche der edle William Penn (1644—1718) bei seinen menschenfreundlichen Bestrebungen, einen freien, auf christlicher Duldung und Bruderliebe ruhenden Staat

zu gründen, in seinen letzten Jahren zu leiden hatte, bis daß er sich endlich (1712) durch seine ungünstigen Vermögensverhältnisse genöthigt sah, sein ganzes Eigenthumsrecht an dem von ihm benannten Staat der englischen Regierung zu verkaufen. Der Oheim war selbst, als Anhänger jener menschenfreundlichen Grundsätze, über das Meer gezogen, wo ihm zu Philadelphia ein Sohn geboren wurde, welcher, ganz in denselben Ansichten und Gefühlen erzogen, an den Gränzen des bewohnten Landes durch den Ankauf eines bedeutenden Bezirkes sich ein großes Besitzthum erwarb, dessen Bebauung und Verwaltung seine angestrengteste Sorge in Anspruch nahm. Der Sohn dieses wackern Mannes war als Jüngling nach Europa gekommen, dessen unschätzbare Bildung ihn so mächtig anzog, daß er den Entschluß faßte, an den großen, unübersehlichen Vortheilen derselben sich zu betheiligen und sich hier, wie Lothario, sein Amerika zu gründen. Hatte sein Großvater sich für die christlichen Grundsätze Penns begeistert, so hatte unser Oheim sich durch die schönen, von milder Menschlichkeit eingegebenen Bestrebungen eines Cesare Beccaria Bonesana und Gaëtano Filangieri *) mächtig angezogen gefühlt, womit seine Liebhaberei an der italienischen Sprache zusammenhängen möchte. Ein gewisser starrer Pedantismus klebt ihm noch von seinen an Penn eng angeschlossenen Voreltern an, wie auch die in seinem Besitzthum eingeführte Religion ihren pennsylvanischen Ursprung nicht verläugnet.

---

*) Die einen Umschwung in der ganzen Lehre vom peinlichen Recht bebewirkende Schrift des erstern über Verbrechen und Strafen erschien zuerst ohne Namen des Verfassers im Jahre 1764, Filangieris Werk die Wissenschaft der Gesetzgebung 1781 bis 1788. Goethe hatte Filangierie, der gern über Beccaria und auch über seine eigenen Schriften sprach, ein Jahr vor dessen Tode in Neapel kennen lernen.



Sein Hauptgrundsatz liegt in dem Spruche: Besitz und Gemeingut. Juliette, welche die Eigenheiten ihres würdigen, in höhern Lebensjahren stehenden Oheims mit bescheidenem Sinne verehrt, während Hersilie über so manches, was ihrer heitern Natur zuwider ist, sich lustig macht, deutet jene Worte in dem Sinne des Oheims: „Jeder suche den Besitz, der ihm von der Natur, von dem Schicksal gegönnt war, zu würdigen, zu erhalten, zu steigern, er greife mit allen seinen Fertigkeiten so weit umher, als er zu reichen fähig ist; immer aber denke er dabei, wie er andere daran will Theil nehmen lassen: denn nur in sofern werden die Vermögenden geschätzt, als andere durch sie genießen" wo freilich die schließliche Begründung etwas sonderbar erscheint. Der Oheim betrachtet sich als Verwalter seines Besitzthums zum Vortheil der Bedürftigen, hält aber vor allem daran fest, daß sein Besitzthum selbst keinen Abbruch leiden dürfe, wenn er es auch, wäre er nur auf seinen Vortheil bedacht, viel einträglicher machen könnte. Sein thätiger Sinn wendet sich allein auf das, was im Leben wirkt und fördert; jeder eigentlich idealen Erhebung, die sich in schönen, aber haltlosen Träumen ergeht, ist er unfähig. Den freisinnigen Wahlspruch: Den meisten das Beste!*) kann er nicht gelten lassen, weil das, was das Beste sei, noch weniger auszumitteln, als man die meisten zu finden vermöge. An seine Stelle setzt er: Vielen das Erwünschte! denn eine Vielheit bewege sich immer um uns herum, und was diese wünsche, erfahre man leicht, und auf diese Weise lasse sich etwas Bedeutendes schaffen. So ist denn seine ganze Einrichtung auf das

*) Er bildet sich diesen eigentlich selbst, im Gegensatz zu seinem Wahlspruch; denn die Staatslehrer vor und nach Rousseau setzen als Zweck des Staates das Gesammtwohl.



Nützliche gerichtet; daher findet sich in seinen Besitzungen nichts, was einem Lustgarten oder Park ähnlich wäre, sondern nur in gerader Linie gepflanzte Fruchtbäume, Gemüsefelder, große Strecken mit Heilkräutern, und was sonst zum nächsten Gebrauche dient. Hierbei hat er besonders das große nahe Gebirge im Auge. Um dem unseligen Kartoffelgenuß entgegenzuwirken*), sorgt er bestens für Kohl- und Rübenpflanzungen und sonstiges von ihm leicht zu beziehendes Gemüse, und damit es auch in den tiefsten Schluchten des Felsgebirges nicht an Obst fehle, wonach die Kinder mit Recht so lüstern seien, pflegt er nicht nur die Obstzucht auf das eifrigste, sondern läßt durch seine Träger und Trägerinnen die süßen Früchte zum Verkaufe in die Nähe und Ferne bringen. Aus seinen „unendlichen“ Baumschulen überläßt er fleißigen und sorgfältigen Anbauern junge Stämme umsonst, wogegen Nachlässige und Wiederverkäufer einen billigen Preis zahlen müssen. Gegen diejenigen, welche sich widerrechtlich zum Schaden der Baumschulen in den Besitz solcher Stämme setzen wollen, weiß er sich durch kluge Maßnahmen zu schützen, sich der Verbrecher zu versichern und sie mit strengen Strafen zu belegen; denn er übt auf seinen Gütern die Gerichtsbarkeit. Gegen seine Pachter ist er nachsichtig, so lange er selbst nichts bedarf; dagegen unerbittlich, wenn gewisse Bedürfnisse die Zahlung fordern (I, 11). Jene Schonung paßt wenig zum sonstigen Bilde des dem Nützlichen und Förderlichen zugewandten Oheims, da er ja durch eine solche nur der Nachlässigkeit Vorschub leistet. Nützliche, in seinem Besitzthum nicht zu erzielende Naturerzeugnisse, wie Salz und Gewürze,

*) In Weimar selbst war 1819 ein Versuch einer Monographie der Kartoffel von Putsche und Bertuch erschienen. In Preußen war die Kartoffel seit 1738 eingeführt, in ganz Deutschland ihr Gebrauch erst seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts immer weiter eingedrungen.



bezieht unser Gutsherr von außen, ja er legt größere Vorräthe davon an, um sie den Bedürfenden zu billigem Preis zu liefern, wogegen er für bloße Gelüste, wie für Tabak und Branntwein, andere sorgen läßt, da diese keine Unterstützung verdienen. Das Verbot dieser verderblichen Genüsse möchte folgerichtiger sein. Bei seinen eigenen Mahlzeiten hält er auf wahren Genuß, nicht auf Befriedigung des bloßen rohen Bedürfnisses oder eklen Gelüstes. Die langweilige, an gewisse Stunden gebundene Mittagstafel ist ihm verhaßt, und so preist er das Essen nach der Wirthshauskarte, wo jeder das, was ihm zusagt, sich wählen und gleich nach Befriedigung der Eßlußt sich entfernen könne, als eine der trefflichsten Erfindungen des Jahrhunderts. Am Familientische steht sein Stuhl gewöhnlich leer, da er meist allein ißt, sobald er Bedürfniß fühlt, zu welchem Zweck er eine Feldküche mit sich führt. Zuweilen aber kommt ihm die Lust an, sich durch Theilnahme von Genießenden den Genuß zu erhöhen, und so pflegt er wohl einmal zu Frühstück, Nachtisch oder einer sonstigen Erfrischung einzuladen, wo sich denn alle zerstreuten Hausgenossen einfinden; doch niemand darf kommen, der nicht Appetit mitbringt, und jeder muß sich entfernen, sobald er sich gelabt hat, da er bei Tafel nur von Genießenden umgeben sein will, wie er denn auch selbst aufsteht, sobald er sich befriedigt fühlt, wodurch sich aber keiner der Tischgenossen stören lassen soll.

Wie mit dem Essen, so hält es der Oheim auch mit den übrigen Bedürfnissen. Seine Wohnung ist heiter, geräumig und gesund, aber ohne Rücksicht auf künstlerische Ausführung oder Ausschmückung. Vor seinem ansehnlichen Wohngebäude befinden sich ein von hohen Linden umschatteter Platz und ein langer Baumgang, damit man zu jeder Stunde des Tages ungestört im Freien verkehren und lustwandeln könne. Die Wände der Hausflur, der

Treppen und Säle sind nicht mit kostbaren Gemälden bedeckt, sondern mit solchen Darstellungen, welche zur Vermehrung oder Erhaltung nützlicher geographischer oder topographischer Kenntnisse dienen. Beim Eingange sieht man große Abbildungen aller vier Welttheile, da Australien noch wenig in Betracht kommt, weiter Abrisse einzelner Staaten, dann oben im Hauptsaale Ansichten der merkwürdigsten Städte, eingefaßt von landschaftlicher Nachbildung der Gegenden. Auch eine Galerie besitzt der Oheim, aber sie besteht nur aus Abbildungen bedeutender Personen, welche deren vollständige Gegenwart, wie sie leibten und lebten, vor die Anschauung bringen; in gleichem Sinne hat er eine Sammlung von Handschriften berühmter Männer angelegt, ja er bewahrt sogar manche Gegenstände, deren solche sich nachweislich bedient, die sie in irgend einer Weise berührt haben. Dies ist, wie er selbst äußert, seine Art von Poesie, da seine Einbildungskraft sich an etwas Wirkliches halten muß, und nur zur Vergegenwärtigung des Wirklichen will er jene gefördert wissen, so daß sich im ganzen Schlosse kein Bild findet, das auch nur von ferne auf etwas bloß Vorgestelltes hindeutet. Besonders liebt er es, überall kurze bedeutsame Sprüche, die man sich nicht genug vorhalten könne, in Inschriften anzubringen, vor allem oberhalb der Thüren und auf großen in den Feldern aufgestellten Tafeln, die gleichsam als geistige Wegweiser dienen sollen. Von einer die Seele erhebenden, mit Andacht zum Höhern sich aufschwingenden Religion hat unser Oheim gar keine Ahnung. Jeder mag in seinem Besitzthum denken, was er will, da er einmal die Gemüther nicht zwingen kann, sich solcher ihm selbst fremden Vorstellungen ganz zu begeben; doch dringt er auf eine bestimmte Form des öffentlichen Kultus, wovon sich niemand ausschließen darf, da diese ihm nur als ein Bekenntniß gelten soll, daß alle Glieder der Gemeinde

im Leben wie im Tode zusammen gehören, daß sie sich sämmtlich als abhängige Menschen fühlen. Jener Kultus besteht aber nur darin, daß man zusammenkommt, um Belehrung und fromme Ermunterung zu vernehmen. Man wird hierbei an Mores Utopien und an Goethes der straßburger Fakultät eingereichte Abhandlung erinnert, worin er den von Spinoza und Rousseau aufgestellten Satz auszuführen versuchte, der Staat, der Gesetzgeber habe das Recht, einen Kultus zu bestimmen, nach welchem die Geistlichkeit lehren und sich benehmen solle, die Laien sich äußerlich und öffentlich zu richten hätten, wogegen jedem überlassen bleibe, was er bei sich denke, fühle oder sinne. Da der äußere Kultus dem Oheim nur eine Sache des Gemeindebewußtseins scheint, so ist es ganz in der Ordnung, daß dieser in demselben Raume stattfindet, wo die Aeltesten sich berathen, die Jüngern bei Festen und Feiertagen sich am Tanze erfreuen. Von den Festen werden hier die hochzeitlichen Tänze genannt, wonach auch die Hochzeiten als Sache der Gemeinde betrachtet werden; welche Feiertage gemeint sind, können wir nur errathen. Die eigentliche Religion setzt der Oheim bloß in die Erregung und Beschwichtigung des Gewissens; sie hat ihm nur den Zweck, alles zu entfernen, was den Menschen geistig drückt und dadurch sein thätiges Wirken stört. Zum Abthun aller derartigen Beschwerden ist der Sonntag bestimmt, wo jeder seine menschliche Beschränkung bedenken und sich möglichst von allen Leiden herzustellen suchen soll. Der Oheim selbst unterläßt nicht, sich Sonntags zu prüfen, und am Abend desselben pflegt er die Seinigen zu fragen, ob auch alles rein gebeichtet und abgethan sei; denn niemand soll etwas, was ihn beunruhigt oder quält, mit in die nächste Woche hinübernehmen, sondern sich an einen einsichtigen Freund wenden, um dessen Rath, dessen Einwirkung sich zu erbitten.

So beruht die ganze Einrichtung in des Oheims Besitzthum auf der reinen Nützlichkeit, wobei keine wahre geistige Erhebung sich zu entwickeln vermag. Freilich findet sich unter seinen Sprüchen auch der durchaus wahre: Vom Nützlichen durchs Wahre zum Schönen! (denn nur bei äußerlicher Sicherstellung des Lebens kann das Volk sich zum Wahren und Schönen emporschwingen): allein der Sinn für das Wahre und Schöne wird beim Oheim mit nichten gepflegt, vielmehr hat hier alles ein steifes, kasernenmäßiges Ansehen, wobei der freie Geist davon fliegt, und wir begreifen es kaum, wie die muntere Hersilie, die deutlich genug ihren Widerwillen über ein solches „sauberes Treiben" ausspricht, es hier aushält, ja auch die ruhige, häusliche Juliette müßte in solchem aschgrauen Nützlichkeitsleben verzweifeln; doch dürfen wir hoffen, daß es der Oheim mit ihnen nicht so genau nimmt, und ihnen manche Freiheit gestattet. Einen größern Gegensatz als zwischen dem Oheim der Wanderjahre und dem der Lehrjahre läßt sich kaum denken.

Wie der Oheim als Gutsherr den Landbau fördert, so Odoardo als Regierungsbeamter das Handwerk. Vom Handwerker verlangt er die größte Strenge gegen sich selbst, da dieser etwas liefern soll, was seinem Zweck vollkommen entspricht; deshalb muß er sich ganz seinem Beruf widmen, so daß sein Handwerk ihm zur andern Natur wird; die Hand soll von einem eigenen Leben beseelt werden, eine Natur für sich sein, ihre eigenen Gedanken, ihren eigenen Willen haben. So erklärt denn Odoardo die Handwerke für Künste, und zwar im Gegensatze zu den sogenannten freien Künsten für strenge. Jene sind bloß zur Ergetzung bestimmt, wobei es nichts schadet, wenn sie auch nicht die höchste Vollkommenheit erreichen, wogegen die bürgerliche Gesellschaft darunter leidet, wenn die strengen Künste nachlässig und

ungeschickt betrieben werden. Gerade umgekehrt bemerkt Horaz (A. P. 372—378), bei gewissen nöthigen Dingen könne auch das Mittelmäßige Anerkennung finden, wogegen ein mittelmäßiger Dichter unerträglich sei, da die Dichtkunst bloß zur Ergetzung des Geistes diene, weshalb die Mittelmäßigkeit keine Entschuldigung in der Nothwendigkeit finde, womit man die Aeußerung Wilhelms in den Lehrjahren (II, 2) vergleiche, wonach jeder sich der Kunst enthalten solle, der keine Anlage zum Besten habe. Die strengen Künste haben sich vor allem vor „Pedanterei und Bocksbeutelei" zu hüten, da man auf der einen Seite leicht verleitet wird, an gewissen nebensächlichen Dingen festzuhalten, wodurch die frische Freiheit verloren geht, andererseits auch die Tüchtigkeit unter dem Streben nach äußerm Schein leidet. Odoardo dringt demnach bei den Handwerken, die er als strenge Künste in seine Provinz einführt, auf gründliche Erlernung und Prüfung; jeder soll von der Wichtigkeit des Handwerks durchdrungen sein, und nur derjenige als Meister gelten, welcher es auf das vollkommenste versteht. Die Stufen von Lehrling, Gesell und Meister werden streng beobachtet, ja in diesen selbst gibt es viele Abstufungen; die den Uebergang in eine höhere Stufe oder Abtheilung entscheidenden Prüfungen können nicht sorgfältig genug sein. In wiefern die Regierung selbst, unter deren Schutz und Herrschaft sich die Handwerker begeben, die Ausführung dieser Bestimmungen überwacht, wird nicht ausgeführt.

Die ausführlichste Darstellung erhält die pädagogische Provinz, in deren trefflich entwickelter Schilderung der Dichter darauf hindeutet, wie die Erziehung und Bildung die natürlichen Anlagen eines jeden auf das zweckmäßigste entwickeln und einen tüchtigen sittlichen Sinn erwecken

müsse.*) „Eigentlich hängt so viel Unnützes um uns herum", äußert später Friedrich ganz in diesem Sinne, „aus Gewohnheit, Neigung, Zerstreuung und Willkür, ein Lumpenmantel zusammengespettelt. Was die Natur mit uns gewollt, das Vorzüglichste, was sie in uns gelegt, können wir deshalb weder auffinden, noch ausüben." Hier haben wir gerade die so schwierige von der Erziehung zu lösende Aufgabe offen ausgesprochen.

Das, worauf die Vorsteher der pädagogischen Provinz die sittliche Bildung gründen, ist Ehrfurcht vor uns selbst, die den Menschen heißt, sich für das Beste zu halten, was Gott und Natur hervorgebracht, die aber zugleich jeden Dünkel und jede Selbstsucht durch das Bewußtsein unserer hohen Bestimmung wie unserer Stellung zu Gott und Welt verscheucht. Eines, so werden wir hier belehrt, bringt niemand auf die Welt mit, und doch ist es dasjenige, worauf alles ankommt, damit der Mensch nach allen Seiten ein Mensch sei — die Ehrfurcht. „Ungern entschließt sich der Mensch zur Ehrfurcht, oder vielmehr entschließt sich nie dazu; es ist ein höherer Sinn, der seiner Natur gegeben werden muß, und der sich nur bei besonders Begünstigten aus sich selbst entwickelt, die man auch deswegen von jeher für Heilige, für Götter gehalten." In ganz entgegengesetztem Sinne bemerkt Goethe vier Jahre später im Berichte über Salvandys Don Alonzo: wie man eine Erbsünde der menschlichen Natur zuschreibe, so müsse man ihr auch eine Erbtugend zugestehn, eine angeborene Güte, Rechtlichkeit und besonders eine Neigung zur Ehrfurcht, und er nennt diesen Quellpunkt, wenn er, im Menschen ausgebildet, zur Thätigkeit, ins Leben, zur Oeffentlichkeit gelangt, mit

*) Eine Entwicklung derselben hat auf seine Weise auch A. Oldenberg in der Schrift Grundlinien der Pädagogik Goethes gegeben.



den Alten Pietät. Indessen gleicht sich dieser scheinbare Widerspruch dadurch aus, daß unter Ehrfurcht an der letztern Stelle die liebevoll aufblickende Zuneigung, an der erstern die verehrende Anerkennung verstanden wird. Die letztere ist dem Menschen eben so wenig angeboren als die Dankbarkeit; beide müssen erst gebildet werden, wogegen Liebe und Zuneigung auch dem rohesten Menschen von der Natur verliehen sind. Es gibt nun aber eine dreifache Ehrfurcht: die erste bezieht sich auf das, was über uns ist, auf Gott, der sich in Eltern, Lehrern und Vorgesetzten abbildet und offenbart; die zweite geht auf das, was unter uns ist, die Erde, die irdischen Freuden und Leiden; die dritte Art der Ehrfurcht gilt denen, die unseres Gleichen sind. Alle drei werden nach einander von den Zöglingen geübt und durch besondere Gebärden bei der Begrüßung der Aufseher versinnlicht, wobei man unwillkürlich an die Aeußerung Ottiliens in den Wahlverwandtschaften erinnert wird: „Es gibt kein äußeres Zeichen der Höflichkeit, das nicht einen tiefen sittlichen Grund hätte. Die rechte Erziehung wäre, welche dieses Zeichen und den Grund zugleich überlieferte.“ Zum Zeichen der ersten Ehrfurcht schauen die unmündigen Kinder, denen man diese überliefert, die Arme kreuzweis über die Brust haltend, mit einem freudigen Blicke zum Himmel; die auf den Rücken gefalteten, gleichsam gebundenen Hände, eine unserm Dichter selbst so beliebte Haltung, und der gesenkte, aber lächelnde Blick deuten auf die zweite Art der Ehrfurcht, wogegen man die Knaben, wenn die Lehre dieser Ehrfurcht genugsam auf sie gewirkt hat, aus dieser Stellung befreit und sie heißt, sich zu ermannen, die Arme niedergesenkt, den Kopf nach der rechten Seite gewandt, strack und kühn sich in die Reihe ihrer Kameraden zu stellen, da jeder in Verbindung mit seines Gleichen Front gegen die Welt machen müsse, wodurch denn das

soldatische Frontmachen, welches den Dichter zu dieser Gebärden=anordnung veranlaßte, zu eigenthümlicher Ehre gelangt. Die aus den drei Ehrfurchten sich bildende Ehrfurcht vor sich selbst, das seine Stellung zu Gott, Welt und Menschen erkennende Selbst=gefühl, bedarf als solche keiner besondern Gebärde

Der dreifachen Ehrfurcht entsprechen die drei Arten der in die Welt getretenen Religionen. Die bloße Furcht vor der Uebermacht der äußern Erscheinung, worin so viele seit dem griechischen Philosophen Demokrit den Grund der Religion gefunden, kann eine solche unmöglich schaffen; erst nach der glücklichen Befreiung der Völker von jener Furcht entsteht die sogenannte ethnische, aus der Ehrfurcht vor dem, was über uns ist, hervorgehende Religion. Zu dieser Völkerreligion gehören unserm Dichter aber nicht allein die heidnischen Religionen, sondern auch die israelitische, welche vor allen übrigen die größten Vorzüge habe; denn vor dem Richterstuhl des Gottes der Völker werde nicht gefragt, ob ein Volk das vortrefflichste sei, sondern ob es sich zu erhalten vermöge, und das israelitische suche an Selbständigkeit, Festigkeit, Tapferkeit und Zäheit seines Gleichen, es sei das beharrlichste Volk der Erde*) und werde fortbestehn, um den Namen seines Jehovah durch alle Zeiten zu verherrlichen. Freilich wird die israelitische Religion gewöhnlich als eine offenbarte den heidnischen entgegengestellt, allein die Vorsteher der pädagogischen Provinz lassen sich hierauf gar nicht ein, indem sie nur den menschlichen Gehalt der Religionen in Betracht ziehen. Wie Jehovah der Nationalgott

*) Man vergleiche hierzu die Aeußerung über jüdisches Wesen in der siebenten Abtheilung der Maximen und Reflexionen. In den Noten zum Divan heißt es: „Die jüdische Religion wird immer einen gewissen starren Eigensinn, dabei aber auch freien Klugsinn und lebendige Thätigkeit verbreiten.“



der Israeliten ist, der keinen andern Zweck hat als Israel reich und groß zu machen, so sind auch die griechischen Götter eigentliche Nationalgötter: jeder griechische Stamm hat seine neben dem allgemein gewordenen Zeus hervortretende Hauptgottheit, worin sich sein Charakter bezeichnend ausprägt, aber stehen diese Götter auch in Bezug auf die freie geistige Ausbildung weit über dem starren Jehovah der Israeliten, so mangelt den Griechen doch jene unendliche Zähigkeit, welche das Eindringen fremder Götter verhinderte, wodurch allmählich das griechische Volksleben gelockert, endlich ganz aufgelöst wurde. Und wie sehr auch die Griechen in Kunst und Dichtung das jüdische Volk überragen, so fehlt ihnen doch der mächtig belebende Glaube an eine untrügliche Offenbarung, an eine fortwährende Einwirkung eines ihre Schicksale leitenden Nationalgottes, wovon die so glücklich gesammelten heiligen Bücher der Israeliten ein herrliches Zeugniß ablegen.

Der Völkerreligion stellt Goethe die philosophische entgegen, die auf der Ehrfurcht vor dem beruht, was uns gleich ist; denn der Philosoph, der sich als wahrer Weiser in die Mitte stelle, ziehe alles Höhere zu sich herab, alles Niedere zu sich herauf, und er lebe, insofern er alle Verhältnisse der Welt umfasse, allein in der vollen Wahrheit. Als eine solche philosophische Religion wird diejenige bezeichnet, welche Christus übte, so lange er auf Erden umherging, als ein Weiser im höchsten Sinne des Wortes, der das Niedere zu sich heraufzieht, sich der Unwissenden, der Armen, der Kranken annimmt, aber auch seines höhern göttlichen Ursprungs sich bewußt ist, sich Gott gleich stellt, ja sich für Gott selbst erklärt, und zu gleicher Zeit werden diejenigen, welche gleich ihm dem Höhern im Lehren und Leben zugewandt sind, von ihm belehrt, was sie von der Welt zu erwarten haben. Hier erscheint also Christus nicht als Gottmensch im eigentlichen Sinne, sondern als ein Weiser

der edelsten Art. So hoch die israelitische Religion unter den übrigen ethnischen Religionen steht, so sehr überragt Christus alle übrigen Weisen.

Auf die Ehrfurcht vor dem, was unter uns ist, gründet sich die dritte Religion, welche als die christliche bezeichnet wird, weil sich in ihr eine solche Sinnesart am schönsten und edelsten offenbart, obgleich Spuren derselben sich durch alle Zeiten finden. Diese Religion sieht im irdischen Leben nur eine Prüfung, einen Durchgang zu einem höhern Leben, zu dem wir berufen sind; Niedrigkeit und Armuth, Spott und Verachtung, Schmach und Elend, ja Leiden und Tod verhängt Gott nur zur Bewährung und Vervollkommnung unserer menschlichen Natur, die selbst aus Sünde und Verbrechen sich zu erheben, sich zu läutern, zu heiligen vermag. Die höchste Vollendung findet diese Religion in der Leidensgeschichte Christi. Freilich erscheint die Spaltung des Lebens Christi in zwei Kreise, von denen jeder eine eigene Religion darstellen soll, höchst sonderbar, aber die Vorsteher der pädagogischen Provinz suchen ihrer philosophischen Begründung die geschichtlichen Thatsachen so gut anzupassen, als es gehn mag, wie es die Religionsphilosophen von jeher gethan haben. An eine wirkliche christliche Offenbarung glauben sie eben so wenig als an den Jehovah der Israeliten, und wie hoch sie auch das Christenthum stellen, das, da es sich einmal „göttlich verkörpert" hat, auf Erden nimmer verschwinden kann, so bekennen sie sich doch zu allen drei Religionen, da nur aus ihnen zusammen die wahre Riligion der freien Menschlichkeit entspringt, die Frucht der höchsten Ehrfurcht, der Ehrfurcht vor sich selbst. In welcher Weise diese etwas sonderbare Vereinigung zu verstehn sei, ergibt sich aus der weitern Bemerkung, daß im apostolischen Symbolum alle drei Religionen enthalten seien, da hier der Glaube an Gott, an den durch Leiden verherrlichten

Sohn Gottes und eine Gemeinschaft der Heiligen, der Besten und Weisesten, gelehrt werde, und in diesem freiauslegenden Sinne, der an so manche philosophische Auslegung der Dreieinigkeit erinnert, könnten freilich auch die Vorsteher der pädagogischen Provinz das Christenthum als ihre Religion bezeichnen.

Fragen wir aber, wie in der pädagogischen Provinz diese Weltreligion den Zöglingen mitgetheilt werde, so sahen wir schon oben, wie die drei zu Grunde liegenden Arten der Ehrfurcht den Knaben zuerst durch sinnliche Gebärden überliefert werden, woran sich deren zweckmäßige Erklärung anschließen wird. Auch fehlt es nicht an Grundsätzen der Glaubens- und Sittenlehre, die, wie es ausdrücklich heißt, durch Gesang belebt und eingeprägt werden; von einer offenbarten Glaubenslehre kann hierbei natürlich nicht die Rede sein. Daneben aber bedienen sich die Vorsteher der pädagogischen Provinz auch der bildlichen Darstellung. Schon der Aufseher gedenkt der Heiligthümer, denen die Drei vorstehen. Diese Drei sind gleichsam die Priester, denen noch ein Oberer, gleichsam ein Oberpriester, vorsteht, dem die höchste geistliche Gewalt zusteht, doch so, daß die Drei zusammen auch den Obern vorstellen, sie in ihrer Vereinigung dieselbe Macht haben.*) „Die sichtbaren Gegenstände der Verehrung, die ich Heiligthümer nannte", bemerkt der Aufseher, „sind in einen besondern Bezirk eingeschlossen, werden mit nichts gemischt, durch nichts gestört; nur zu gewissen Zeiten

*) Gegen Ende von II, 9 heißt es, der Obere (vgl. II, 1 in dem Abschnitt „Da fich der Obere") befinde sich gegenwärtig bei den Heiligthümern, um dort zu „unterweisen (die Bilder zu erklären), zu lehren (zu deuten) und zu segnen" (fromme Wünsche daran zu knüpfen), während die Drei nach den einzelnen Gegenden sich zerstreut, um die Leitung des Ganzen nach Möglichkeit zu überwachen.



des Jahres läßt man die Zöglinge, den Stufen ihrer Bildung gemäß, dort eintreten, um sie *historisch und sinnlich* zu belehren, da sie denn genugsamen Eindruck mit wegnehmen, um bei Ausübung ihrer Pflicht, eine Zeit lang daran zu zehren." Die Heiligthümer befinden sich in einer achteckigen Halle in einem mit hohen Mauern umgebenen waldigen Thale, wo die Drei wohnen. Der Aelteste derselben führt Wilhelm in diese Halle, und zwar zunächst in eine Galerie, welche, auf der einen Seite offen, einen geräumigen blumenreichen Garten umgibt, während auf der entgegenstehenden Wand Darstellungen aus den ethnischen Religionen sich finden. Die Hauptbilder waren hier aus der Geschichte der Israeliten entnommen, während in den Sockeln und Friesen gleichbedeutende*) Handlungen und Begebenheiten aus den Ueberlieferungen anderer Völker vorgestellt waren, wovon der Aelteste (II, 2) ein treffendes, den Sinn, in welchem die Zusammenstellungen gemacht sind, erläuterndes Beispiel gibt.**) In einer zweiten, die philosophische Religion vertretenden Galerie, die offenbar auf der andern Seite der in der Rundung acht Ecken bildenden Halle gedacht wird, finden sich nur Wunder und Gleichnisse von Christus. Diese oder die Hälfte der rechten Seite des Achtecks***) ist viel kürzer, als die vorige; sie erstreckt sich nur auf den vierten Theil des Umkreises des ganzen innern Hofes; alles ist hier viel sanfter gemalt und gehalten und ladet mehr zur

*) „Symphronistische", wie Goethe sehr kühn nach „synchronistisch" bildet, das selbst eine neuere Bildung ist. Auch könnte es nur *gleichgesinnt* bezeichnen.

**) Freilich bedient man sich hier großer Freiheit; denn wenn Apoll unter den Hirten Admets lehren soll, daß die Götter, wenn sie unter den Menschen wandeln, unsichtbar erscheinen, so wurde Apoll nach der Sage von Zeus verurtheilt, ein Jahr dem Konig Admet zu Pherä in Thessalien zu dienen, weil er im Zorn die Kyklopen des Zeus erschlagen hatte.

***) Sie ist demnach halb so groß, als die vorige; am Ende derselben führt

Erforschung des tiefen, stillen Sinnes dieser Darstellungen ein. Von diesen beiden Galerien wird die erstere, die das „Aeußere, allgemein Weltliche" enthält, allen Zöglingen von frühester Jugend an gezeigt und erklärt, die zweite nur denjenigen, die zu höherer Besonnenheit heranwachsen. Die dritte Galerie, die der christlichen Religion als solcher gewidmet ist, das „Heiligthum des Schmerzes", sehen diese Zöglinge nur, wenn sie in die Welt entlassen werden; überhaupt ist sie bloß zur Zeit der Entlassung geöffnet, wo denn die besten Redner über einen so bedeutenden Gegenstand öffentlich sprechen. Daß wir in diese dritte Galerie nicht eingeführt werden, da Wilhelm bei seinem spätern Besuche nur den Aufseher und einen der Drei spricht, ist freilich auffallend, doch dürfte sich der Sache nach kaum eine Lücke zeigen, da hier die II, 2 in Erwiederung auf die erstaunte Frage Wilhelms, daß sie ihn nicht ans Ende geführt hätten, gegebenen Andeutungen genügen.*)

So wird also den Zöglingen hier eine geläuterte Sittenlehre überliefert, die sich auf Ehrfurcht gründet, und dadurch einem Grundübel der Zeit, dem Mißwollen und Mißreden, gesteuert, dessen Folge, wie Wilhelm II, 1 bemerkt, Gleichgültigkeit gegen Gott, Verachtung der Welt, Gehässigkeit gegen andere, Dünkel und Anmaßung, die jedes edle Gefühl ersticken. Die in der pädagogischen Provinz überall herrschende Würde, die liebevolle und doch strengen Gehorsam fordernde Behandlung, der mit möglichster Freiheit verbundene Geist der Ordnung und der edlen Scheu,

eine Pforte wieder in die Halle, aus welcher sie in die erste Galerie getreten waren. Offenbar enthielt das letzte Viertel des Umfanges des Hofes die Galerie, in welche Wilhelm diesmal nicht geführt wird „das Heiligthum des Schmerzes." Oldenberg findet hier einen Widerspruch, der aber nur auf Mißverständniß beruht.

*) Der Gedanke, daß die Leidensgeschichte in geheimen Räumen abgebildet werde, sprach Boisserée besonders an.



alles dies weht die junge Seele mit frischem Lebenshauche an. Die höchste Strafe, welche die Zöglinge trifft, ist das Verbot, mit der Ehrfurchtsgebärde den begegnenden Aufseher zu grüßen; verfehlt diese, das Ehrgefühl mächtig erregende Strafe ihres Zweckes, so wird der in diesem Falle für ganz verstockt geltende Zögling mit einem bündigen Bericht seinen Eltern zurückgesandt. Die herrschende Ordnung ist eine fast soldatische; die Aufseher bedienen sich eines Pfeifchens, womit sie Zeichen der verschiedensten Art und Bedeutung geben. Erschallt das Pfeifchen, so antworten alle, die es hören, damit der Aufseher wisse, wie viele sich in der Nähe befinden; beim zweiten Zeichen sind sie still, halten sich aber bereit, beim dritten antworten sie wieder und stürzen herbei. Bei aller sonstigen Strenge sind die Vorsteher doch der Uniform durchaus abgeneigt, obgleich diese das Bewußtsein gleicher Unterordnung und unzertrennlicher Zusammengehörigkeit befördert, was in den Wahlverwandtschaften (II, 7) hervorgehoben wird. Unsern Pädagogen kommt es vor allem darauf an, den Charakter und die Neigung der Zöglinge zu entdecken, und in diesem Sinne gestatten sie freie Auswahl der Farbe, der Form und des Schnittes, doch der beiden letztern nur innerhalb eines mäßigen Kreises, ja sie suchen einer sich verbreitenden Mode möglichst entgegenzuwirken, um nicht dieses Mittels zur Entdeckung der Charaktere und Neigungen entrathen zu müssen.

Als Hauptgrundsätze des Unterrichts gelten möglichste Absonderung der einzelnen Unterrichtszweige, wodurch allein ein rasches Hineinleben erreicht werden könne, und das Bestreben, die besondere Neigung und Anlage eines jeden zu entdecken, um gerade dasjenige, worin jeder das Höchste vermag, zur vollkommensten Entwicklung zu bringen; denn es gilt hier keine einstimmige, vielseitige Ausbildung, sondern eine welt-

bürgerliche, daß jeder in einem Fache vortrefflich sei. Anderswo bringt Goethe gerade umgekehrt darauf, daß man vorzüglich diejenigen Thätigkeiten ausbilde, wozu die geringste Neigung und das geringste Geschick vorhanden, da die andern, wozu sich der Mensch innerlich getrieben fühle, sich von selbst entwickelten; aber wir befinden uns hier auf dem Boden der „Zeit der Einseitigkeit", wie es Jarno scharf ausspricht. Indessen fühlen auch unsere Pädagogen die Nothwendigkeit, mit einer äußern Thätigkeit jedesmal eine mehr innerliche, den Geist bildende zu verbinden, was besonders in den untern allgemeinen Unterrichtsstufen der Fall ist, an die sich dann die höhere Ausbildung in den abgesonderten, für jeden einzelnen Unterrichtszweig bestimmten Gegenden anschließt.

Man hat es auffallend gefunden, daß Goethe in unserer pädagogischen Provinz der freilich schon im Jahre 1818 in Preußen als demagogisch mit ihrem neuen Begründer verfolgten Turnkunst mit keinem Worte gedenkt, deren Vortheile er doch sonst lebhaft fühlte und deren Wiederherstellung er besonders der studirenden Jugend wünschte, da bei dem vielen geistigen und gelehrten Treiben alles körperliche Gleichgewicht und damit jede nöthige Thatkraft fehle *). Allein für die körperliche Ausbildung ist auf den untern Unterrichtsstufen dadurch auf das beste gesorgt, daß die Knaben im Freien sich bewegen und körperlich beschäftigt sind. Der erste Bezirk, in welchen sie treten, ist der des Landlebens, wo sie sich ländlichen Arbeiten widmen, an welche sich die Pflege der Hausthiere anschließt. Dies erfahren wir später von Felix, der sich freilich hierin nicht besonders behaglich fühlt, da seine rasche, feurige Natur diesem stillen, mühseligen Leben widerstrebt. Das lustige

*) In der Novelle Wer ist der Verräther? hat der lustige Junker eine den Turnanstalten ähnliche Einrichtung für die Dorfbewohner getroffen.



Erntefest gefiel ihm freilich gut genug, aber das darauf folgende Bestellen, Pflügen, Graben und Abwarten war nicht nach seinem Sinne; auch bei der Pflege der gewöhnlichen ländlichen Hausthiere fand er sich wenig gebessert, da diese Thiere zu keiner lebhaftern Thätigkeit bestimmt und befähigt sind. Doch geht neben dieser äußerlichen Beschäftigung der Gesang her, dessen hohe Bedeutung für die Erziehung Plato in seinen Büchern vom Staate auf das herrlichste hervorgehoben hat.*) Goethe läßt den Gesang als ein Hauptbildungsmittel des Gemüthes alle Stufen der geistigen Entwicklung begleiten, wie denn auch außerhalb unserer Provinz die Handwerker mit Gesang sich beleben, in ihm den höchsten und würdigstem Gefühlen ihren gemeinsamen Ausdruck geben, Gesang ihnen überall mit seiner erhebenden, die rohe Starrheit linde auflösenden Gewalt das Leben verschönt. Der Gesang bildet aber um so nothwendiger diese erste Stufe der geistigen Ausbildung als an ihn sich alles andere anknüpft; denn nicht allein ist er das Mittel, wodurch alle sittlichen Lehren und Gesetze mitgetheilt werden, sondern an ihn schließt sich zunächst die Notenschrift an, dann erst die Buchstabenschrift, weiter auch die Meß- und Rechenkunst, welche in dieser Weise eine allmählich fortschreitende Reihenfolge des Unterrichts bilden, doch so, daß erst, wenn in dem einen Zweige ein gehöriger Grund gelegt ist, der Uebergang zum andern erfolgt.**) Eine genauere Ausführung, wie dies geschehe, gibt der Dichter

*) Herder schrieb 1769: „Wer wahrhaftig von seiner Kindheit an gleichsam an Leib und Seele musikalisch geworden, der wird öffentlich und besonders sich immer gleich, allezeit harmonisch, abgemessen und anständig handeln. So spricht Plutarch (de mus. 2), und Batteux (Les beaux arts II, 2) vertheidigt ihn.

**) Auch bei Plato schließt sich an die musikalische Bildung der Unterricht in den mathematischen Wissenschaften an; indessen ist der Standpunkt des griechischen Weisen ein durchaus anderer.



nicht; nur hören wir von einem besondern Mittel, die Knaben zu freien Gesängen anzuleiten.*) Auch findet sich eine Andeutung, wie sich der Tanz an den Gesang anschließe.**)

Eine höhere Stufe der Ausbildung bietet uns die pferdenährende Gegend, wo es Felix schon viel behaglicher zu Muthe ist, da das Pferd das edelste, feurigste und bildungsfähigste von allen Thieren ist, an welchem der Mensch seine geistige Ueberlegenheit bestens bewähren, auf dem er sich so lustig herumtummeln, sich selbst gleichsam beflügeln kann. Mit der Reit- und Stallkunst aber, die so leicht in Rohheit übergeht, ist hier die zarteste Beschäftigung verbunden, Sprachübung und Sprachbildung. Da Jünglinge aus allen Weltgegenden sich hier zusammenfinden, so werden alle Sprachen gepflegt, doch so, daß öffentlich monatweise immer nur eine Sprache gesprochen wird, damit diese sich leichter einpräge; doch ist jedem gestattet, einer ihn besonders reizenden Sprache sich mit Vorliebe zu widmen und sich auf das gründlichste in ihr zu unterrichten, wozu die ausreichendste Gelegenheit geboten wird. So hat sich Felix das Italienische ausgewählt, dessen Wohlklang und Singbarkeit ihn besonders angezogen zu zu haben scheinen; seine entschiedene Neigung für Gesang, Sprache und Reitkunst halten ihn in dieser pädagogischen Gegend fest.

Eine vollständige Ausführung aller einzelnen Gegenden der pädagogischen Provinz dürfen wir nicht erwarten, dagegen unter-

*) „Dieser (der Regelnde, wofür früher der Aufseher stand) überraschte öfters die Singenden, indem er durch ein Zeichen den Chorgesang aufhob und irgend einen Theilnehmenden, ihn mit dem Stäbchen berührend, aufforderte, sogleich allein ein schickliches Lied dem verhallenden Ton, dem vorschwebenden Sinne anzupassen."

**) „Traten mehrere Knaben zusammen, so begleiteten sie sich wechselsweise (im Gesange); gegen Abend fanden sich auch Tanzende, deren Schritte durch Chöre belebt und geregelt wurden."

läßt der Dichter nicht, uns mit Wilhelm in die Gegenden zu führen, wo die einzelnen Künste betrieben werden; denn auch diese dürfen in dem großen Bilde nicht fehlen, welches Goethe in den Wanderjahren aufrollt, da sie dem Leben den höchsten Schmuck, den reinsten Glanz verleihen. Zunächst treten wir in den Bezirk der Instrumentalmusik, wo die Anfänger sich in vereinzelte Hütten begeben, so daß ihre unleidlichen Mißtöne nicht von andern vernommen werden können. Erst wenn die Schwierigkeiten des Handwerks überwunden sind, wagen sie als Künstler hervorzutreten, wozu ihnen bei den öffentlichen Festen Gelegenheit geboten wird. Die wirklichen Künstler bringen hier größere Musikstücke zur Aufführung, welche durch das treffliche Zusammenspiel die ergreifendste Wirkung üben, wie denn Wilhelm eine mit vollständiger Kraft und Zartheit gespielte mächtige Symphonie aller Instrumente nicht genug bewundern konnte. Aber neben solchen Gesammtaufführungen hört man auch andere Musikstücke, einzelne Künstler treten allein auf, ja auch an Gesang fehlt es nicht. Die ausübenden Künstler befinden sich auf einer großen Bühne, neben welcher eine kleinere für diejenigen bestimmt ist, die noch nicht öffentlich aufgetreten sind. Auch diese halten ihre Instrumente in der Hand, in Erwartung, ob sie vom bedeutenden Augenblick ergriffen werden, sich öffentlich hören zu lassen, und so in die Reihe der Künstler zu treten. Ein solches Fest, bemerkt der Dichter, gehe selten vorüber, ohne daß sich plötzlich auf diese Weise ein oder das andere Talent entwickle. So erhalten wir hier also eine vortreffliche Schule zur Entfaltung des echten Talentes: nur der von wahrem Künstlergeist erfüllte Schüler wird es wagen, sich bei einer solchen Veranlassung öffentlich vernehmen zu lassen, da den verwegenen Anmaßling größte Schande treffen würde; ihm aber ist hier Gelegenheit geboten, in einem so bedeu-

tenden Augenblick, wenn der Geist der Kunst ihn begeisternd umweht, sich herrlich zu offenbaren.

Mit der Instrumentalmusik finden wir Gesang und lyrische Dichtung verbunden; erst in der musikalischen Ausführung gelangt die lyrische Poesie zu ihrem höchsten Ausdruck, wie ja nicht bloß bei den Griechen die Dichter selbst die Sänger waren. Wenn wir auch den Tanz hier erwähnt finden, so ist es nur zu verwundern, daß dieses in so gar ungenügender Weise geschieht; denn er soll hier nur „in seinen Grundzügen" gelehrt werden, „damit sich alle diese Fähigkeiten über sämmtliche Regionen regelmäßig verbreiten können". Bei den Griechen waren die Aufführungen großer lyrischer Stücke auch von künstlerischen Tänzen begleitet, und solche möchten wir uns auch hier, bei der idealen Auffassung, wozu Goethe sich erhebt, um so lieber in höchster Vollendung denken, als die dramatische Dichtung, bei welcher solche Tänze gleichfalls ihre Stelle finden, von der pädagogischen Provinz ausgeschlossen ist.

In der zunächst angrenzenden Gegend wohnen die bildenden Künstler, Maler, Bildhauer und Baumeister. Hier befinden wir uns in einer durchaus würdigen Umgebung, wie sie dem bildenden Künstler nothwendig ist, dessen Blick und Sinn durch nichts Unschönes verletzt werden darf, da er sich über das Gemeine dergestalt erheben, den Spiegel seiner Seele so ungetrübt sich erhalten muß, daß die ganze Volksgemeine sich in und an seinen Werken veredelt fühlt. Aber neben dieser Reinheit der Anschauung bedarf der bildende Künstler mehr als irgend ein anderer der größten Strenge der Auffassung und Ausführung; er muß die unstet umherschweifende Einbildungskraft zügeln, bestimmen und zu klarer Reinheit läutern, er muß Gestalten und Formen schaffen, in welcher sich die edelste Würde, Schönheit und Einstimmig-

keit vollendet verkörpern. Fester Grundsätze und Regeln bedarf der bildende Künstler so gut wie jeder andere; das angeborene Talent wird in ihnen keineswegs eine hemmende Schranke finden, vielmehr im innigsten, tiefwurzelnden Bewußtsein, daß die Kunst nicht Natur sei, sich ihnen gern fügen, ja sogar vor demjenigen Achtung haben, was man konventionell nennen möchte, da es auf dem Uebereinkommen der trefflichsten Menschen beruht, während das Halbvermögen seine Willkür und seine falschen Griffe für schöne Eigenthümlichkeit und unwiderstehlichen Drang der Selbständigkeit ausgeben möchte. Wahre Freiheit gibt es ja nach unserm Dichter nur „im Bezirk der Schranke". Die Künstler werden am Anschauen und Durchdenken von Kunstwerken gebildet; Entwürfe und Skizzen, bei denen man sich bequem gehn läßt, sind nicht gestattet, nur nach tiefer, reiflicher Erfassung geht man zu Rissen und Modellen über. Die Ausführung wird von allen Künstlern am schwersten dem Baumeister gestattet, weil dessen mit großem Aufwand unternommenes Werk lange Zeit dauern soll, wonach hier etwas Fehlerhaftes, Ungenügendes zuzulassen am unverantwortlichsten ist. „Mag man doch immer Fehler begehn, bauen soll man keine."*) Weniger streng verfährt man mit dem Bildhauer, am läßlichsten mit dem Maler. Hat ein Baumeister oder ein Maler einen künstlerischen Gedanken mitgetheilt, der nur einigermaßen auf Billigung Anspruch machen darf, so gestattet man ihm die Ausführung an irgend einem äußern oder innern Raume der Gebäude oder auf öffentlichen Plätzen, und zwar stel-

*) Als Goethe im Mai 1829 mit dem Kanzler Müller an einem neuen Gebäude vorüberfuhr, welches ihm mißfiel, äußerte er: „Meine Lehre ist von jeher diese: Fehler kann man begehn, nur baue man sie nicht auf. Kein Beichtvater kann von solchen Bausünden jemals absolviren."



len die Vorsteher es dem Künstler anheim, ob er die Vergünstigung beanspruchen will, sein Werk früher oder später wegnehmen zu dürfen. Verzichten sie darauf, so strengen sie alle Kräfte an und gehen nur mit der allergrößten Vorsicht an das Werk, worin sie ein ihres Kunstsinnes würdiges Denkmal zu gründen hoffen; aber auch jene, welche die Erlaubniß beanspruchen, ihre Arbeit wegnehmen zu dürfen, verfahren nicht leichtsinnig, und ihre Sorgfalt wird meist um so höher steigen, je länger sie jene stehn lassen müssen. Auf eine ganz eigenthümliche Weise wird dem Künstler vor der Ausführung Gelegenheit geboten, die künstlerischen Gedanken anderer über den darzustellenden Gegenstand zu erfahren und praktisch zu prüfen, wie dies in trefflichster Weise in der Aufstellung des Modells einer kolossalen Gruppe männlicher und weiblicher Kämpfer dargestellt wird, die an die herrliche Amazonenschlacht erinnert, „wo Haß und Feindseligkeit sich zuletzt in wechselseitig-traulichen Beistand auflöst".*) Hierbei wird der Wechselbeziehung der einzelnen Künste aufeinander gedacht, die sich auch in dem Liede ausspricht, welches die Künstler auf den Wunsch des Aufsehers erschallen lassen. Dies auch unter die Gedichte aufgenommene Lied (Kunst 23) hatte Goethe dem

*) Die erste Ausgabe liest „traurigen" statt „traulichen". Dem Dichter schwebt hierbei eine schon von Winckelmann bekannt gemachte, von Visconti eben im Jahre 1820 wiederholt herausgegebene Darstellung auf einem Sarkophag im Pio-Clementinischen Museum zu Rom vor, wo in der Mitte Achill abgebildet ist, wie er die auf den Tod verwundete Amazonenkönigin Penthesilea mit den Armen auffängt, während er mit abgewendetem Kopfe nach der entgegengesetzten Seite hinblickt; links von Achill wüthet noch der Kampf der Griechen und Amazonen, wogegen rechts die Schlacht zu Ende ist; ein Grieche scheint einer noch auf dem Pferde sitzenden Amazone beizustehn, zwei liegen todt am Boden, andere sind mit dem Pferde gestürzt.



Künstlerverein zu Berlin zum Dreikönigstag des Jahres 1817 gewidmet.

In diesem Bezirk der bildenden Kunst wird auch die epische Dichtung gepflegt, und zwar in ganz eigenthümlicher Weise. Man gibt sagenhafte Stoffe an, deren Darstellung der eine in einer epischen Ausführung versucht, während zu gleicher Zeit andere dieselbe Geschichte mit dem Pinsel zu vergegenwärtigen sich bemühen, wobei hervorgehoben wird, daß auf diese Weise sich oft Improvisatoren entwickeln. Von einer Versform ist bei dieser epischen Schilderung nicht die Rede, vielmehr scheint man diese der lyrischen Dichtung vorzubehalten; denn wenn das vollströmende Gefühl von selbst Rhythmus und Vers mit sich bringt, so würde dagegen die Sagendichtung sich durch den Vers gefesselt fühlen. Daß dies der wirklichen Entwicklung des Epos bei allen Völkern widerspricht, kümmert unsere Pädagogen nicht, welche sich eine eigenthümliche Art epischer Dichtung als Begleiterin der bildenden Künste schaffen. Bei dieser ihrer ganz besondern Auffassung und Unterbringung der verschiedenen Dichtarten kann es nicht Wunder nehmen, daß für die dramatische Dichtung sich in der pädagogischen Provinz kein Raum findet; denn welcher Kunst sollte das Drama beigeordnet werden, als der Mimik, der Schauspielkunst, die, bei dem hier, wie bei Plato, herrschenden sittlichen Ernste, der Ehrfurcht vor uns selbst zuwider ist. „Wer unter unsern Zöglingen sollte sich leicht entschließen, mit erlogener Heiterkeit oder geheucheltem Schmerz ein unwahres, dem Augenblick nicht gehöriges Gefühl in dem Maße zu erregen, um dadurch ein immer mißliches Gefallen abwechselnd hervorzubringen?“ Nicht undeutlich wird hier auch auf die sittliche Verderbniß hingewiesen, welcher die Schauspieler gewöhnlich verfallen sind. Freilich läßt Wilhelm die gegen das Schauspiel gerichteten Bemer-

kungen nach einem nur schwach betonten und leicht aufgegebenen Einwurfe fallen, da er durch leidige Erfahrung weiß, wie verführerisch der Hang zur Bühne wirkt; allein er kann die harten Beschuldigungen doch nur mit halbem Unwillen vernehmen, und der Dichter selbst fällt hier aus der Erzählung heraus, um seinen Widerspruch gegen diese unnachsichtliche Verurtheilung der Bühne zu erheben Aber wie engherzig und einseitig auch unsere Pädagogen bei dieser Ausschließung der dramatischen Dichtung sich erweisen mögen, so treffen sie doch auf einen sehr faulen Fleck unseres Bühnenwesens, wenn sie bemerken, daß das Drama eine müssige Menge, vielleicht gar einen Pöbel voraussetze; denn unsere Bühne hat ihren höhern Zweck so ganz aus den Augen verloren, daß sie nur der bloßen Unterhaltung dient, dem Kitzel des Augenblicks, der Befriedigung eines schlechten Geschmackes fröhnt. Auch Plato hat bekanntlich das Drama aus seinem Freistaat entfernt, weil diese süßliche, gefallsüchtige Muse, die nur der Lust diene und bloße Nachbildnerei übe, ohne einen ernsten Zweck zu verfolgen, vielmehr die Leidenschaften errege, dabei eine aus seinem Staate ausgeschlossene Vielgestaltigkeit der Nachahmung erfordere, nur derjenigen Muse gewährt er Zutritt, welche auf einfache Weise die Götter und treffliche Männer preist. Von Solon wird erzählt, er habe sich, als Thespis, der, worauf Lenardo III, 9 hindeutet,*) auf einem Wagen umhergefahren sein soll, zu Athen die Tragödie aufbrachte, auf das schärfste gegen dieses Lügenspiel erklärt. Auch Rousseau wollte die republikanische Strenge seiner Vaterstadt Genf nicht durch die Einführung des Schauspiels verdorben wissen. Verweisen aber auch die Pädagogen, in strenger Durchführung ihrer ernstwürdigen Grundsätze, das Drama und

*) Vgl. zu dieser Stelle Goethes Gedicht auf Miedings Tod. 127 ff.

die Schauspielkunst aus ihrer Provinz, so wissen sie doch, daß es manche hierzu von der Natur bestimmte Talente gibt; gewahren sie solche bei sich, so senden sie diese dorthin, wo man sie ihrer wunderlichen Bestimmung entgegenführe, und sie haben sich deshalb mit großen Bühnen aller Nationen in Verbindung gesetzt.

Und doch soll uns, wie sehr auch die Pädagogen sich gegen Schauspieldarstellungen erklärt haben, ein eigenes Schauspiel am Schlusse überraschen; denn wir treten plötzlich in ein großartiges Bergfest, wo die das ganze Jahr in der Erde beschäftigten Bergleute sich unter freiem Himmel erheitern. Allein es ist nichts Fremdes, was hier zur Darstellung kommt, sondern das Bergwerk selbst tritt in künstlicher Nachahmung und vollster, den Eindruck mächtig hebender Beleuchtung hervor, und selbst die mimischen Bewegungen dürften sich auf das Bergleben beziehen, so daß man bei ihnen an die Darstellung der Bergleute in den Lehrjahren (II, 4)*) erinnert wird. Wie jede Gegend bei Wilhelms zweitem Besuche ihr Fest hat, so auch das Bergwerk, das wir uns in engem Anschluß an die pädagogische Provinz zu denken haben, aus welcher manche, die gerade Trieb zeigen, hierher versetzt werden. Dieses Fest bildet einen eigenthümlichen Gegensatz zu der stillen Ruhe, welche selbst heute in der Gegend der bildenden Künste herrscht; ist für diese das ganze Jahr ein Fest, so muß der Bergmann alle Tage sich der mühsamsten, ihn in unterirdische Klüfte bannenden Arbeit unterziehen, so daß er wohl eines tüchtigen Festes bedarf, wobei er des Lebens einmal froh werde. Bei dieser Gelegenheit kann Goethe nicht unterlassen, auch der verschiedenen Ansichten über Bildung der Erde in spottender Weise zu gedenken; die Lehren der Neptunisten und Vulkanisten.

---

*) Vgl. unsere Erläuterungen IV, 58.

die Hebungstheorie, die Ansicht, welche größere aus der Luft fallende Massen zu Hülfe ruft, und die Erklärung der sogenannten irrenden Granitblöcke aus einer Zeit grimmigster Kälte treten nebeneinander auf, wobei auch schalkhaft angedeutet wird, wie die meisten am wilden Toben und Krachen besondere Freude haben, und gerade deshalb eine solche mechanische Ansicht vor allen beliebt ist. Auch im zweiten Theil des Faust, in der klassischen Walpurgisnacht wie in dem Gespräch zwischen Faust und Mephistopheles am Anfange des vierten Aktes, wird dieser geologische Streit bespottet; die Stellung des Dichters zu diesen ihn lange und eifrig beschäftigenden Fragen findet man in den Aufsätzen Geologische Probleme und Verschiedene Bekenntnisse bezeichnet, die als umfassende Erläuterung gelten dürfen. Wie er selbst sich später in diesen erbitterten Steit nicht mehr einlassen wollte, sondern fest auf seiner Ansicht beruhte, so auch Jarno, welcher hier auch in der Anerkennung eines Unbegreiflichen ganz aus der Seele unseres Dichter spricht, der ganz der Ansicht lebte, jeder müsse auf seine Weise sich der Natur nahen, und forschend erwarten, was sie ihm entdecken möge.*)

Ueberblicken wir die pädagogische Provinz, aus welcher wir nach dem Bergfest heraustreten, so ist das Ganze nach einem sehr großartigen Maßstabe angelegt, ohne daß uns über alles einzelne gehörige Auskunft gegeben würde, ja es würde außerordentlich

*) Diese ganze Darstellung gehört ungeachtet des Aergers, der sie eingab, zu den trefflichsten, in jeder Weise gelungenen, da der Dichter sie dramatisch zu beleben verstand. Je höher Goethe A. v. Humboldt schätzte, um so weniger konnte er es ihm verzeihen, daß er der falschen Vorstellung huldigte. Am 6. März 1828, wo er eben mit den Wanderjahren beschäftigt war, sprach er sich hierüber sehr stark gegen Meyer und den Kanzler Müller aus. „Ich finde immer mehr“, äußerte er, „daß man es mit der Minorität, die stets die gescheitere ist, halten muß.“



schwer gehalten haben, die betreffenden Einrichtungen genau durchzuführen. Dies kümmert den Dichter nicht, der sehr wohl erkannte, daß seine Provinz eine der vielen Utopien sei, welche die von einem großartigen Gedanken in Schwung gesetzte Einbildungskraft geschaffen, wie er dies selbst in Lenardos Bemerkung andeuten läßt, sein alter Freund habe ihm gar manches von einer pädagogischen Verbindung erzählt, die er nur für eine Art Utopien habe halten können, für eine unter dem Bilde der Wirklichkeit sich darstellende Reihe von Ideen, Gedanken, Vorschlägen und Vorsätzen, die freilich zusammenhängen, aber im gewöhnlichen Lauf der Dinge wohl schwerlich zusammentreffen möchten. Freilich wird diese Provinz als eine wirkliche geschildert, aber dem Dichter ist es erlaubt, die Bilder seiner Einbildungskraft ins Leben zu setzen, was ihm hier im ganzen trefflich gelungen ist, wenn auch an mancher Stelle eine Lücke leicht auszufüllen, eine Unklarheit zu heben, ein leichterer Uebergang herzustellen gewesen wäre. Musterhaft entworfen und durchgeführt ist besonders die Unterhaltung über die bildenden Künste. Der über der ganzen Darstellung schwebende Ernst und die großartige Würde versetzen uns in eine höhere Stimmung, worin manche aus der Beschränkung des wirklichen Lebens entnommene Bedenken uns gar nicht aufstoßen. Daß in der Ehrfurcht der einzige feste Grund der Erziehung ruhe, daß die Vollkommenheit in einem Fache zu erstreben sei*), und zwar in demjenigen, wozu der einzelne

*) Man wird hierbei lebhaft an Platos Aeußerung im dritten Buche vom Staate erinnert, daß „jeder einzelne einerlei Verrichtung zwar vollkommen verrichten kann, vielerlei aber nicht, sondern wenn er dies unternähme, und sich mit vielerlei beschäftigte, alles so weit verfehlen würde, daß er sich nirgendwie auszeichnete".



sich durch sein ganzes Wesen getrieben fühle, daß zu diesem Zwecke die verschiedenen Unterrichtszweige ganz von einander zu sondern seien, dies alles finden wir hier treffend ausgeführt. Handelt es sich ja um eine weltbürgerliche Ausbildung, durch welche jeder befähigt werde, sich als nützliches, das allgemeine Beste förderndes Glied in die bürgerliche Gesellschaft einzufügen. Darum beschränkt sich auch die pädagogische Provinz auf die männliche Erziehung; ist ja der Frauen Bestimmung nicht auf das äußere bürgerliche Leben, sondern auf Haus und Familie gerichtet, wie dies Lothario in den Lehrjahren in seiner Aeußerung über die Frauen (VII, 6) so glücklich darstellt. Auch stimmt hierzu der Spruch des Gehülfen in den Wahlverwandtschaften (II, 7), man solle die Knaben zu Dienern und die Mädchen zu Müttern erziehen, und was an jener Stelle darüber weiter verhandelt wird. Ottilie erzieht dort ihre Mädchen gerade so, wie in unserm Romane Angela in Makariens Besitzthum, indem sie diese zu stiller Häuslichkeit bildet (I, 17 II, 7); doch hat Goethe dieses bloß durch Angela andeuten lassen (I, 10), da es ihm zunächst nur um die staatsbürgerliche Erziehung zu thun war. Die Frage, ob nicht durch die von ihm empfohlene gemeinsame Erziehung das Familienband zu sehr gelockert werde, läßt er ganz bei Seite: doch würde er einen derartigen Zweifel durch die Hindeutung auf die hier zu Grunde gelegte Ehrfurcht leicht beschwichtigen können, da der hierdurch genährte sittliche Geist zur Familie, diesem heiligen Fruchtboden der Menschheit, entschieden hinneigt. Und daß der Keim der Liebe hier nicht ersterbe, zeigt uns Felix auf anmuthigste Weise. In wiefern die gemeinsame Erziehung vom Staate getragen werden müsse, diese Frage kann den Dichter hier nicht berühren.

Das Ziel, worauf die Wanderjahre hindeuten, ist die feste Grundlage der bürgerlichen Gesellschaft, deren Verwirklichung der große Bund sich vorsetzt, den Lenardo mit Wilhelms Freunden geschlossen hat. Sowohl Lothario als Lenardo besitzt in Nordamerika große, von den Vorfahren erworbene, bisher verpachtete Besitzungen, welche jetzt zur Gründung eines Staates miteinander verbunden werden sollen. Von hieraus, wo bereits eine bürgerliche Einrichtung sich seit längerer Zeit festgesetzt hat, wollen sie sich weiter verbreiten, und so einen immer größern Kreis zur Entfaltung eines neuen, regen Lebens gewinnen.*) Grundsatz der Gesellschaft ist, daß niemand aufgenommen werde, der nicht in irgend einem Fache vollkommen erfahren sei. Was in Lenardos Rede (III, 9) erwähnt wird, gehört eigentlich gar nicht in unsern neu zu gründenden Staat, es hat sich unglücklich genug mit der ganzen Rede, aus der ersten Ausgabe des Romans erhalten, wo nur von einer Wanderung die Rede war. Wie die einzelnen hervorragenden Personen der Lehrjahre sich zu ihrem Zweck vorbereitet, ist bereits früher erwähnt; tüchtige Handwerker unter ihnen Spinner und Weber, sind bereits von Lenardo geworben, jenseit des Meeres bald ein frisches, thätiges Leben zu beginnen, während Lothario den plastischen Anatomiker gewonnen und sich

---

*) Der Abbé erwähnt in den Briefen an Wilhelm (II, 7) eines in der neuern Zeit beabsichtigten Kanals, der sich durch einen Theil beider Besitzungen durchziehen werde, wodurch, bei gegenseitigen Anschlusse, sich der Werth derselben „ins unberechenbare" erhöhen werde. „Zu beiden Seiten jener Wasserstraße" fährt er fort, „wird unbebautes und unbewohntes Land genugsam zu finden sein; dort mögen Spinnerinnen und Weberinnen sich ansiedeln, Maurer, Zimmerleute und Schmiede sich und jenen mäßige Werkstätten bestellen." Auffällt es, daß hier keine Spinner und Weber genannt werden, diese Arbeit den Frauen vorbehalten bleibt.



aus der pädagogischen Provinz, mit welcher sie, um Gebildete heranzuziehen, immerfort in Verbindung bleiben müssen, einige tüchtige Künstler verschafft hat; denn „die Künste sind das Salz der Erde“, sie veredlen das Handwerk, auf welches Goethe den Hauptnachdruck legt. Wenn es III, 14 heißt, Friedrich und Lenardo wollten sich besonders in den noch unangebauten Wüsten hervorthun, um zu zeigen, wie man eigentlich von vorn anfangen und einen Naturweg einschlagen könne*), so scheint diese Bemerkung nicht wohl angebracht, wie jene ganze Stelle mißrathen ist; erinnert sich ja der Dichter nicht einmal, daß auch Lothario in Nordamerika begütert ist. Vor allem gilt es, nach den neuem Staate alle Vortheile der Bildung mit herüberzunehmen, deren Nachtheile zurückzulassen. So sollen weder Branntweinschenken noch Leihbibliotheken geduldet werden, wogegen man die Uhren, die auch sämmtlich die Viertelstunden schlagen sollen, möglichst vervielfältigt, und sogar durch die Telegraphen den Lauf der Stunden bei Tag und bei Nacht anzeigen läßt, weil die Zeit die beste Gabe Gottes ist und durch die Aufmerksamkeit auf jede Stunde die höchste Besonnenheit gefördert wird. „Aufmerksamkeit ist das Leben!“ war einer der beliebten Sprüche von Lenardos Oheim.

Ueber die Einrichtung des neuen Staates gibt Friedrich III, 11 leider unzulängliche Auskunft. Die höchst lückenhaften Andeutungen darüber gehören zu den schwächsten Theilen des Romans, und würden wir derselben sehr wohl entbehren können, wie denn der Dichter selbst darauf wenig Werth gelegt zu haben scheint, ja fast könnte man glauben, er spotte auf solche vorläufige Verfassungsentwürfe, da die Hauptsache, wie er ausdrücklich be-

*) Schon in dem oben angeführten Briefe des Abbés heißt es, Lenardo könne hier seine Hauptneigung, von vorn anzufangen, sehr bequem entwickeln.



merkt, sich an Ort und Stelle machen müsse. Die leitenden Gesichtspunkte folgen von selbst aus dem Grundsatz, daß der neu zu gründende Staat auf der Arbeitskraft beruhe und jeder durch seine Arbeit gleichberechtigt ist, woher aller Unterschied des Standes aufgehoben, der Lastträger St. Christoph, dieser treffliche Vertreter der niedrigsten Arbeit, eben solche Berechtigung im Staate hat wie die Grundbesitzer Lothario und Lenardo: aber gerade die Hervorhebung dieses Satzes vermissen wir hier, wogegen das über Religion, Sitte und Erziehung Bemerkte nach den Ausführungen in der pädagogischen Provinz sehr überflüssig ist und dagegen bedeutend abfällt.

Als äußere Verehrung der Gottheit wird die christliche Religion angenommen, weil diese, indem sie Liebe, Glauben und Hoffnung lehre, zur Geduld mahne, jenem süßen Gefühle, welch eine schätzbare Gabe das Dasein auch dann noch bleibe, wenn es durch das widerwärtigste Leiden getrübt werde.*) Wie viel geistiger ist die Auffassung des Christenthums bei den Pädagogen! Vgl. oben S. 90. Von früh an werden die Kinder unterwiesen, welche herrlichen Früchte der Bildung und Menschlichkeit das Christenthum getrieben, wogegen erst später von dessen Urheber, dem Ursprung und der geschichtlichen Entwicklung dieser Religion Kunde gegeben wird. Auch hier stehen die Pädagogen viel höher, welche wenigstens das Privatleben Christi, seine Wunder und Gleichnisse schon den Knaben mittheilen, wenn sie diese auch erst zuletzt in das Heilig-

---

*) Vgl. die schöne Paramythie in der siebenten Abtheilung der Maximen und Reflexionen: „Glaube, Liebe, Hoffnung fühlten einst in ruhiger geselliger Stunde einen plastischen Trieb in ihrer Natur; sie befleißigten sich zusammen und schufen ein liebliches Gebilde, eine Pandora im höhern Sinne, die Geduld.“



thum des Schmerzes einführen. Daß die Juden, weil sie den Ursprung und das Herkommen der christlichen Kultur verleugnen, in welcher sie doch selbst, trotz ihrer Absonderung im Kultus, stehen, aus dem neuen Staate ausgeschlossen bleiben, ist doch gar auffallend;*) viel besser würde sich eine solche Ausschließung durch die gesetzliche Vorschrift begründen, daß jeder, wie beim Oheim, sich öffentlich zur christlichen Verehrung bekenne. Die Sittenlehre des neuen Staates soll rein thätig und in den wenigen Geboten begriffen sein, Mäßigung im Willkürlichen, Emsigkeit im Nothwendigen, die jeder auf seinem Lebensgang nach seiner Weise benutzen möge: allein von einer Sittenlehre verlangt man doch eine weniger mystische Fassung, und hoffentlich wird auch den Staatsbürgern mitgetheilt werden, wie diese Worte eigentlich zu verstehn seien. Oder sollen sie etwa zu beliebiger Auslegung im neuen Staate überall angeschlagen werden, gleich den Inschriften des Oheims? Unter dem Nothwendigen kann nur das gemeint sein, was die Pflicht in staatsbürgerlicher und häuslicher Beziehung verlangt, wogegen das Willkürliche sich auf jede sonstige Thätigkeit bezieht, worin man seine Kraft nicht leidenschaftlich überspannen dürfe. Der in der pädagogischen Provinz gelehrten Ehrfurcht vor sich selbst dürfte leicht eine passendere praktische Anwendung gegeben werden können. Was die Er-

*) Das Wesen der Juden hatte Goethe schon genau beobachtet, als er mit der ersten Bearbeitung der Lehrjahre beschäftigt war; seinen Plan, es dort zur Darstellung zu bringen, gab er später auf. Mit leidenschaftlichem Zorn sprach er sich im September 1823 gegen den Kanzler Müller über die Gestattung der Heirat zwischen Juden und Christen im neuen Judengesetz aus; alle sittlichen Gefühle in den Familien, die doch durchaus auf den religiösen ruhten, würden dadurch untergraben. Er erhob gleichsam seinen Protest wider die neuere gegen die Juden zu nachgiebige Gesetzgebung, die manchen damals sehr bedenklich schien.



ziehung betrifft, so ist diese der Familie übertragen, also die gemeinschaftliche Erziehung, wie zu Sparta, im Staate Platos und in der pädagogischen Provinz, im neuen Staate nicht beliebt. Gar auffallend erscheint die Begründung dieses Satzes. Auf die Familienkreise soll „in Betracht, daß wir erst anfangen", großes Gewicht gelegt, den Hausvätern und Hausmüttern schwere Verpflichtungen aufgelegt werden. Soll dieses etwa nur eine vorübergehende Staatsansicht sein, später die Familie mehr zurücktreten? Die Erziehung soll aber um so leichter der Familie übertragen werden können, weil sie doch einmal Knechte und Mägde, Diener und Dienerinnen haben müsse, denen demnach ein Theil der Aufsicht überwiesen ist. In welchem Verhältniß diese Diener und Dienerinnen zu ihrer Herrschaft stehen, von wo diese gewonnen werden, möchte man doch gern erfahren, und für die Sorgfalt der Erziehung verlangte man mit Recht eine sicherere Gewähr. Oeffentlicher gemeinsamer Unterricht soll nur im Lesen, Schreiben und Rechnen ertheilt werden, weil diese nach einer gewissen gleichförmigen Einheit gelehrt werden müssen; auf welche leichte, geistreiche Weise der Abbé, dem es hoffentlich an Mitarbeitern nicht fehlt, diesen Unterricht zu ertheilen gedenkt, wird uns nicht verrathen, wir hören nur, daß sie an den „wechselseitigen" Unterricht*) erinnert.

*) Der schon früher in Deutschland bekannt, von 1772 bis zur Revolution in dem Institut des Chevalier Paulet in Paris geübt, neuerdings aber besonders beliebt worden war, seit ihn der Quäker Joseph Lancaster im Jahre 1805 mit großem Erfolge in London eingeführt hatte, nachdem die frühern Versuche von Andreas Bell spurlos vorübergegangen. Lancaster selbst mußte von Schulden gedrückt England verlassen. In Nordamerika im Freistaat Columbia fand er am Präsidenten Bolivar den wärmsten Förderer. Die sogenannte Bell-Lancastersche Unterrichtsweise gewann nach den Befreiungskriegen die weiteste Ausdehnung, nur in Deutschland ließ man sie nicht aufkommen.

Hierbei wird gelegentlich auch der militärischen Uebungen unter Lotharios Leitung gedacht, dessen Manövers mit denen unserer zum Angriff wie zur Vertheidigung gleich geschickten Feldjäger einige Aehnlichkeit haben, doch ganz eigenthümlicher Natur sind, wie es von Lothario nicht anders zu erwarten stehe. Des von Plato seinem Staate einverleibten stehenden Heeres bedarf der neue Staat nicht, eine gut geübte und geleitete Bürgerwehr wird genügen. Gelegentlich wird hierbei erwähnt, daß die Trommeln wie auch die Glocken abgeschafft sind, und an ihre Stelle die „Menschenstimme (Gesang), verbunden mit Blasinstrumenten", getreten, was an die mit Flöten und Gesängen in die Schlacht ziehenden Spartaner erinnert. Die menschliche Stimme verdrängt das barbarische Trommeln, und auch den Glocken zeigt sich der Dichter abgeneigt, weil ihr rein mechanischer, gewaltig erdröhnender Klang der menschlichsten Feier zuwider sei, zu welcher sie laden sollen, wie sie denn bereits von den Brüdergemeinen abgeschafft und zum Theil durch Posaunenschall ersetzt sind.

Die wenigen Andeutungen über die eigentlich staatlichen Einrichtungen sind unbedeutend; sie erinnern an die einfachen Verhältnisse der Brüdergemeine. Da Goethe als eigentliche Aufgabe des Staates die Pflicht betrachtet, die widerspenstige Masse in Ordnung zu halten, durch welche Mittel sei einerlei (III, 14), was doch gewiß nicht im weitesten Sinne verstanden werden soll, so bedarf er vor allem einer muthigen Obrigkeit. Bei den einfachen Anfängen des neuen Staates genügt aber zunächst eine auch in Mores Utopien eingeführte sehr wachsame Polizei, die alles, was die Ordnung und die Ruhe anderer stört, rasch beseitigt oder verhindert, und ununterbrochen bei Tag und Nacht in Thätigkeit sein muß; jedem Bezirk sollen drei Polizeidirektoren vorstehn, die alle acht Stunden wechseln, und einer der Obern immer, beson-

ders in der Nacht, bei der Hand sein. Ueber einen solchen ungeheuern Aufwand der Polizei in einem aus so tüchtigen Männern gebildeten Staate hat man sich gewundert; allein der Aufwand ist wirklich nicht so groß, bleibt die Bewachung eines Bezirks*) immer nur einem Polizeidirektor überlassen, ja es setzt dies gerade voraus, daß die Ordnung nur selten gestört werde. Die Polizeidirektoren haben das Recht, zu ermahnen, zu tadeln, zu schelten und mit Gewalt wegzuschaffen; doch gibt es auch Fälle, wo sie sich die Entscheidung nicht erlauben, was freilich bei solchen für die ungestörte Ruhe verantwortlichen Aufsehern so sonderbar sich ausnimmt, daß es fast scheint, der Dichter habe dies nur angenommen, um ein Geschworengericht, diese echt deutsche, von tiefstem Rechtsgefühl eingegebene Einrichtung, hier einzufügen. Die Zahl der zu berufenden Geschworenen hängt vom Ermessen des Polizeidirektors ab. Die ganz neue Bestimmung, daß bei Stimmengleichheit nicht der Vorsitzende, sondern das Loos entscheidet, wird dadurch begründet, daß es bei gegeneinanderstehenden Meinungen gleich sei, welche von beiden befolgt werde. Hieran schließt sich die Andeutung, wie wenig Zutrauen man in wichtigen Dingen auf die Stimmenmehrheit setze. Wir wissen aus andern Aeußerungen, daß Goethe den verderblichen Einfluß mit Bedauern bemerkt hatte, den ein Schreier oder ein ehrsüchtiger Verführer auf die Menge zu üben pflege, und er dem Despotismus der Majorität herzlich gram war. Vgl. oben S. 105*. Darauf wird noch der in der neuesten Geschichte so bedeutsam zu Tage tretende Nachtheil einer Hauptstadt hervorgehoben, deren Aufkommen man durch eine stete Wanderung der Obrigkeit zu verzögern sucht, wobei Goethe an die

---

*) Wir haben unter den Bezirken uns große Landstrecken zu denken. Pennsylvanien bestand ursprünglich aus sechs Bezirken.



deutschen Kaiser erinnert, die ihren Sitz abwechselnd auf den im ganzen Reiche zerstreuten Pfalzen hatten, um durch ihre Gegenwart öffentliche Ordnung und Gerechtigkeit überall zu handhaben. Man wird hierbei an die vierundfünfzig gleichgroßen Städte in Mores Utopien und an Fouriers gleichgroße Phalangen gemahnt.

Nur nachträglich wird auch der in Aussicht gestellten Gesetze im allgemeinen gedacht, da ohne solche nun einmal eine staatliche Ordnung auf die Dauer nicht bestehn könne, was freilich zu der frühern Aeußerung, man denke nicht an Justiz, und zu der Ausführung über das Walten der ermahnenden, tadelnden, scheltenden und beseitigenden Polizei nicht recht stimmt, so daß man leicht zu der Vermuthung kommt, ursprünglich habe diese Ausführung mit den Worten geschlossen: „Die Hauptsache wird aber sein (?), wenn wir uns an Ort und Stelle befinden", das folgende sei später unglücklich eingeschoben. Wir vernehmen hier, daß Ermahnung sich jeder erlauben darf, der ein gewisses Alter erreicht hat, dagegen nur der anerkannte Aelteste der Gemeinde mißbilligen und schelten, Bestrafung nur eine (von dem Aeltesten?) zusammenberufene Zahl, also ein Geschworengericht, beschließen darf. Hier schwebt offenbar die alte deutsche Gemeindeverfassung vor. Die Strafen sollen zunächst nur gelinde sein, da strenge Strafen sich bald abstumpfen; am Anfang soll nur Absonderung von der bürgerlichen Gesellschaft auf kürzere oder längere Zeit, in gelinderer oder entschiedenerer Form, ausgesprochen, später auch Geldstrafen eingeführt werden. Von den „weitläufigen Kastellen, ummauerten Bezirken", wie sie der plastische Anatomiker (III, 3) nach Abschaffung der Todesstrafe*) für

---

1) Goethe selbst war ein entschiedener Gegner dieser Abschaffung, deren nothwendige Folge Selbsthülfe sein werde. Schon bei seiner Promotion in Straßburg hatte er die These aufgestellt, man dürfe sie nicht aufgeben. Später erklärte er, schaffe man sie ab, so rufe man sie gelegentlich wieder zurück.

nöthig hält, ist also hier noch nicht die Rede, da es sich zunächst nur von den ersten Anfängen handelt. Strengere Gesetze werden sich immer nöthiger machen; wie weit man aber darin gehn müsse, will man mit kluger Vorsicht vorab noch nicht bestimmen.

Daß die Regierungsform eine demokratische sein werde, dürfen wir nach allem voraussetzen, doch fehlen hierüber alle Angaben; nicht einmal, wer an der Spitze des neuen Staates treten solle, wird angedeutet. Kaum dürfte an eine Versammlung von Volksvertretern und einen Senat zu denken sein, wie sie die von Penn zusammengerufene verfassunggebende Versammlung für Pennsylvanien sogleich einführte. Von Abgaben ist gar nicht die Rede, aber es scheint auch kaum, daß Lenardo und Lothario das Land unter die Ansiedler theilen und sich, wie Penn, bloß eine Entschädigung für ihre Auslagen vorbehalten. Merkwürdig genug hören wir nicht einmal von einwandernden Landbauern, bloß Handwerker und Künstler werden herübergeführt*), und es scheint fast, als ob Lenardo und Lothario ihre Güter selbst bewirthschaften werden mit Benutzung der dort schon vorhandenen Kräfte, daß von einer Landvertheilung gar nicht die Rede ist, und nur die noch unangebaute Wüste jedem zur Besitznahme offen steht. Es schwebt hier alles, wie man sieht, nicht weniger utopisch in der Luft wie in der pädagogischen Provinz; der neu zu gründende Staat freier Männer, von denen jeder in seinem Fache vollkommen ist, will

*) Auffallend bleibt es überhaupt, wie der Ackerbau gegen das Handwerk zurücksteht; nur im Besitzthum des Oheims tritt er unklar genug hervor, und in der pädagogischen Provinz bildet er die erste Unterrichtsstufe. Als tüchtiger Landwirth erscheint bloß Valerinens Gatte (I, 11), dessen Betheiligung an der Auswanderung die neue Bearbeitung ganz übergangen hat. Vgl. oben S. 58. In Mores Utopien sind alle Ackerbauer und Handwerker Vgl. S. 74.



sich mit dem festgehaltenen Eigenthum der beiden Gutsherren nicht wohl vereinigen. Viel besser würde es gewesen sein, hätte der Dichter die Einrichtung des neuen Staates gar nicht ins Licht gerückt und sich begnügt, im allgemeinen den Zweck eines freien Staates tüchtiger Männer zu bezeichnen.

Fragen wir nach dem eigentlichen Ergebniß und Ziel des lehrhaften Theiles der Wanderjahre, so will der Dichter keineswegs auf die Nothwendigkeit der Auswanderung und die Unmöglichkeit hindeuten, daß der Mensch in der alten Welt, bei dem starren Festhalten an der Erblichkeit des Besitzes, zu seinem natürlichen Rechte gelange*); nicht einmal eine Kolonisation stellt er als zur freien Entwicklung nothwendig dar, er weist auf dasjenige hin, was vor allem geschehn müsse, damit der Nothstand der Zeit gehoben werde und ein gedeihlicheres Leben sich entwickeln könne; dieses aber tritt nicht als Lehre, sondern in verschiedenen, schon wirklich vorhandenen oder beabsichtigten Unternehmungen hervor. Die Grundlage des sittlichen Menschen muß Ehrfurcht vor sich selbst bilden, hierzu die Jugend schon in frühester Zeit angeleitet werden. Die Handwerke müssen gehoben und jedem Gelegenheit geboten werden, sich in irgend einem Fache vollkommene Fertigkeit zu erwerben. Die reichen Gutsherren und Unternehmer dürfen ihren Besitz nicht zur Ausbeutung der Menge mißbrauchen, sondern ihn zum allgemeinen Besten verwenden, damit das Besitzthum gleichsam zum Gemeingut werde. Wie alle diese die Gesellschaft erneuernden Grundsätze in der Zeit liegen und von mancher Seite schon,

*) Auf Wilhelms Aeußerung über den in der alten Welt herrschenden Schlendrian (III, 3) ist wenig Gewicht zu legen: sie ist eine leidenschaftliche Aufwallung, welche diesem so wohl steht; auch gehört ja Wilhelm selbst zu den auf Europa verzichtenden Auswanderern.



wenn auch unvollkommen, ins Werk gesetzt werden, stellt uns der Roman dar. Wilhelm geht durch alle diese Bestrebungen theilnehmend durch, und in ihm prägt sich der menschenfreundliche Satz, daß jeder zur Arbeit berufen sei, auf so bezeichnende Weise aus. Was der Mensch arbeite, das ist ganz gleich; die Hauptsache bleibt, daß jeder durch die ihm gemäße Arbeit sich als thätiger Mensch bewähre, daß die genußsüchtige Faulheit ein Ende habe; dann erst kann die drückende Noth gehoben, die Menschheit zu einem wahrhaft sittlichen Leben gerettet, Dumpfheit und Roheit verscheucht werden. Der gebildete Handwerker, der tüchtige Arbeiter ist das Ziel, worauf die Wanderjahre hindeuten, und nicht umsonst steht der Zimmermann St. Joseph am Anfange, tritt der kolossale Lastträger als St. Christoph auf, ja das Christkind selbst hilft seinem Pflegevater im Handwerk. Und sind nicht die so bedeutsam hervortretenden Gesellenvereine mit dem auch das rauheste Handwerk veredelnden, den Sinn emporhebenden Gesange in den Wanderjahren vorgedeutet? Daß Goethe ein Herz für das Volk gehabt, das beweisen, bedürfte es dessen noch nach so vielen andern Belegen, die Wanderjahre auf herrlichste Weise; auch sein Faust stirbt ja im erhebenden Vorgefühl des Glückes eines freien, auf freiem Boden in kräftigem Ringen sich bethätigenden Volkes.

Bewegen wir uns hier auf einem durchaus irdischen Gebiete, wo der Mensch als das bedeutendste Glied der Schöpfung erscheint, so konnte Goethe doch nicht unterlassen, auch die höhere Beziehung des geistigen Menschen anzudeuten, wodurch er als ein Abglanz des göttlichen, durch alle Welt sich ergießenden Wesens erscheint, er sich von der Erde ab zu den hehren Himmelskreisen gezogen fühlt. Diese höhere, über die irdische Schwere und Gebundenheit uns emporreißende Natur hat der

Dichter in der wunderbaren Gestalt Makariens versinnlicht, deren Name sie als die selige bezeichnet; in ihr tritt uns jenes Ewigweibliche, welches der Schluß des Faust feiert, jener unwiderstehliche Liebeszug nach unserer geistigen Heimat, in einem herrlichen Bilde entgegen, welches wir als die edelste Verzückung der sich himmelwärts schwingenden Einbildungskraft bezeichnen möchten. Daß es aber auch in der menschlichen Natur vieles Unbegreifliche gebe, das sich auf unsere gewöhnlichen Begriffe von menschlichem und irdischem Wesen nicht zurückführen, wovon sich „unsere Philosophie nichts träumen“ lasse, diesen in einem langen Leben vielfach bewährten Satz deutet der Dichter selbst in Beziehung auf Makarien an, indem er neben die „ätherische Dichtung“ dieser das „terrestrische (irdische) Märchen“ von einer Person stellt, welcher die Gabe der Rhabdomantie innewohnt, die Fähigkeit, edle Metalle, Mineralien oder unterirdische Wasser und Erzgänge vermittelst eines Metallstabes (Balancier) oder auch ohne einen solchen zu entdecken. Berühmt waren in dieser Beziehung die in den Jahren 1806 und 1807 mit dem Italiener Campetti und zehn Jahre später mit einer gewissen Katharina Beutler angestellten Versuche. Das Geschlecht dieser Person will der Dichter nicht angeben; doch deutet alles darauf hin, daß dieser Metallfühler, wie Campetti, ein Bauerknabe, nur nicht wie man gemeint hat, der wilde Fitz*) ist, den man absichtlich um ihn eingezogener zu halten, in Weiberkleider gesteckt habe. Schon in den Wahlverwandtschaften wird dieser wunderbaren Gabe gedacht (II, 11). Den noch näher liegenden thierischen

*) Das alte normannische Wort dient im neuern England zur Bezeichnung natürlicher Söhne von Königen und Prinzen. In älterer Zeit bezeichnete es den Abkömmling und wurde dem Namen des Vaters vorgesetzt, wie bei den Irländern O', bei den Schotten Mac.



Magnetismus, der das Nervensystem zu einem in wunderbaren Erscheinungen sich bethätigenden selbständigen Leben steigert, hat der Dichter mit Absicht nicht erwähnt, da der Gegensatz der untern und obern Anziehung bedeutsamer wirkt. Einen andern Anknüpfungspunkt seiner ätherischen Dichtung boten unserm Dichter die Gesichte von den Gestirnen, welche der schwedische Seher Emanuel von Swedenborg hatte. Wenn Swedenborg durch die Vermittlung von Geistern*) einen tiefen Blick in die Gestirnwelt that, ja sich geistig darein versetzt fühlte, so ist dagegen Makarie an sich eine siderische Natur; ihre Seele bewegt sich selbst im Planetensystem, wo sie über die Bahn des Jupiter hinauszuschreiten im Begriff ist, und es steht zu fürchten, daß sie, wenn sie sich weiter entfernt und in dem unendlichen Raume in die Bahn des Saturn**) sich verliert, ihr irdisches Leben zu Ende gehn wird, wie es Wilhelm bereits in einem ahnungsvollen Traum erschaute. Eine Planetenseele hat sich auf eine schöne Menschenseele niedergesenkt und sich mit ihr vermählt in einer ähnlichen Weise, wie im Gottmenschen zwei Naturen miteinander verbunden sind. In ihrer Jugend war bei Makarien die menschliche Natur vorherrschend, wenn sie auch schon damals sich von leuchtenden Wesen durchdrungen fühlte, wie sie denn oft zwei Sonnen oder zwei Monde schaute, die einen mit ihren leiblichen Augen, die andern aus ihrer planetarischen Natur. Da sie als

*) Goethe hat dies in der letzten Szene des zweiten Theils des Faust bei dem Pater Seraphicus und den seligen Knaben benutzt. Herder hat in der Adrastea eine psychologische Erklärung von den Gesichten Swedenborgs, „des größten Sehers des achtzehnten Jahrhunderts“, versucht.

**) Auffallen muß es, daß hier des bereits seit 1781 bekannten weit über den Saturn hinausgehenden Uranus nicht gedacht wird, obgleich auf die in den Jahren 1801—1807 entdeckten kleinen Planeten Ceres, Pallas, Juno und Vesta eine Hindeutung sich findet.



Planet sich in einer Spirale um die Sonne bewegt, indem sie sich immer mehr von diesem Mittelpunkt entfernt und nach den äußersten Punkten hinstrebt, so erhält ihre planetarische Natur immer entschiedener das Uebergewicht, wodurch der Verfall ihres Körpers sich beschleunigt. Doch tritt auch jetzt noch trotz des leiblichen Verfalles abwechselnd ihre menschliche Natur rein wirkend hervor, ein Wechsel, den der Dichter trefflich als ein Tagen und Nachten bezeichnet; ja von Zeit zu Zeit fühlt sie sich von einer Art von Wolken umgeben, die ihr den Anblick der übrigen Himmelskörper entziehen. Wenn der Dichter den Wunsch ausspricht, daß eine solche Entelechie (thätige Kraft) sich nicht ganz aus unserm Sonnensystem entfernen, sondern später auf ihrer Bahn umkehren möge, um zu Gunsten unserer Urenkel in das irdische Leben und Wohlthun wieder einzuwirken, so deutet er hiermit nur auf den Segen, welchen eine solche reingeistige Macht auf Erden übe, wo leidenschaftliche Unklarkeit die größten Verwirrungen selbst unter edlen Menschen hervorruft, und unter dem Reiben und Drängen des Lebens die reine Ansicht der Menschen und der Verhältnisse sich dem nebelhaft getrüben Sinn entzieht. Auf die menschliche Ausbildung ihres Geistes war von früh an alle Sorgfalt verwandt worden; daß sie sich besonders zur Sternkunde hingezogen fühlte, ist eben so natürlich als daß eine Seele, auf welche sich eine planetarische Natur niedergesenkt hatte, eine besonders befähigte, von reinster Einsicht und liebevollstem Wohlwollen durchdrungen sein mußte. Alle Fähigkeiten wurden an ihr lebendig, alle Thätigkeiten wirksam, ihr Thun und Handeln blieb immerfort dem Edelsten und Sittlichsten gemäß. Wie sie als Kind schon überall hülfreich, einem Engel Gottes gleich, auf Erden wandelte, so erscheint sie uns in ihren spätern Jahren wie eine „Ursibylle“, vor der die menschlichen Angelegenheiten in

sonnenklarster Beleuchtung liegen, so daß sie alle Verwicklungen leicht löst, da ihr die richtigste, rein verklärende und zugleich menschlich liebevolle Einsicht aller Charaktere und Verhältnisse verliehen ist: nicht bloß Lenardo und die schöne Wittwe weiß sie richtig zu beurtheilen, auch die Verwicklungen Susannens ordnet sie mit tiefer Durchschauung, und daß sie Wilhelm sich besonders günstig erzeigt, ist ein schöner Beweis für die Reinheit und Freiheit seines ganz dem Besten zugewandten Wesens. Den schärfsten Gegensatz zu ihr bildet der auf den irdischen Nutzen alles in strengster, starrster Weise beziehende Oheim, wie sich dieses denn auch in der durchaus entgegengesetzten Einrichtung ihrer Besitzungen ausspricht; wir erinnern an Makariens alte, aber wohl aufgefrischte Wohnung zwischen uralten Stämmen von Buchen und Eichen, an die heitere Begrüßung durch ein Lied, die Bearbeitung des Gartens durch anwachsende, hier trefflich ausgebildete Mädchen, den reinen, edlen Sinn der ganzen Umgebung. So ruht denn die ebenso schöne als herrlich kühne Dichtung von Makarien wie der reiche, ahnungsvolle Sternenhimmel über dem durchaus irdischen Boden unseres die feste Begründung der menschlichen Gesellschaft zum allgemeinen Besten in Aussicht stellenden Romans. Es ist hier ein ähnlicher Gegensatz wie in den Lehrjahren das über Mignon und dem Harfner schwebende Schicksal gegenüber dem lauten Treiben der Welt. Manche Züge zu Makarien bot dem Dichter ohne Zweifel Frau von Stein dar, die von frühester Jugend an sich von den Sternen wunderbar angezogen gefühlt hatte und noch im höchsten Alter gern den Beobachtungen der Gestirnwelt nachhing.

Die Anlage der Wanderjahre ist in großem Sinn entworfen, nur leider auch bei der spätern Redaktion manches versehen. So hören wir III, 15 von Makarien vieles, was schon

I, 11 erwähnt ward, und die Art, wie die Tante Makarie im Briefwechsel mit den Nichten erscheint (I, 6), dürfte wenig zu ihrem später geschilderten Wesen passen, was sich leicht daraus erklärt, daß diese Briefe früher entstanden sind als die ganze Dichtung von Makarien. Wenn es in der Erzählung der Mann von funfzig Jahren heißt II, 4, die Baronesse habe an „jene menschenkennende Freundin" geschrieben, so ist hier gar nicht abzusehn, daß die in dieser Erzählung noch gar nicht genannte Makarie gemeint sei, ja es steht dies mit der weitern Erzählung in Widerspruch, wonach sich die Baronesse erst später Makariens erinnert und sich entschließt, sich an diese zu wenden. Die aus der ersten Ausgabe erhaltene Bemerkung, Wilhelm habe die trauliche Erzählung der schönen Wittwe von der wundersamen Verschränkung der Verhältnisse beider Freundinnen aufgeschrieben, und man gedenke diese später mitzutheilen (II, 7), hätte jetzt, wo die Geschichte „des Mannes von funfzig Jahren" schon vorher ganz gegeben ist, wegfallen müssen. II, 6 hören wir die Nichten von einem werthen Vetter erzählen; aber dies scheint einige Seiten weiter ganz vergessen, da es hier heißt, bei immer wachsendem Vertrauen hätten die Nichten über einen zunächst erwarteten Vetter gesprochen. Daß Wilhelm schon beim Lesen des ersten Theils von Lenardos Tagebuch errathen, dieser habe das nußbraune Mädchen gefunden, wird zweimal bemerkt (III, 6 und gleich im Anfange von III, 14). Auch sonst fehlt es nicht an wiederholten Bemerkungen, wie in demselben Kapitel (I, 6) zweimal des Oheims Lobpreisen des Speisens nach der Karte erwähnt wird und Hersilie kurz hintereinander den Scherz wiederholt, man könne die Sprüche des Oheims auch mit gleichem Rechte umkehren.

Das Allerschlimmste ist dem Dichter bei der Erzählung be-

gegnet, wie Wilhelm und der Maler auf dem langen See mit Hilarien und der schönen Wittwe zusammentreffen. Wir lesen nämlich von den erstern (II, 7): „Ihre Schiffer hatten sie mit der Hoffnung, Freunde hier zu sehn, bekannt gemacht, und nun dauerte es nicht lange, so sahen sie ein wohlverziertes Prachtschiff herangleiten, worauf sie Jagd machten, und sich nicht enthielten sogleich leidenschaftlich zu entern. Die Frauenzimmer, einigermaßen betroffen, faßten sich sogleich, als Wilhelm das Blättchen vorwies und beide den von ihnen selbst vorgezeichneten Pfeil ohne Bedenken anerkannten." Diese Stelle ist bei der jetzigen Anordnung der Wanderjahre gar nicht zu verstehn, da von einem Blättchen mit einem Pfeile bisher eben so wenig die Rede war als von einer Reise, auf welcher Wilhelm mit Hilarien und der schönen Wittwe zusammentreffen werde. Der Mißstand wurde durch ein Versehen bei der zweiten Anordnung veranlaßt. In der ersten Ausgabe schickt die heitere Hersilie (Kap. 11) die Erzählung der Mann von funfzig Jahren bis zum Schlusse von II, 3 an Wilhelm, zu einigem Vorgeschmack, da dieselbe sich einigermaßen auf die beiden allerliebsten Wesen beziehe, die, wie sie ihm vertraut, unterwegs seien. Goethe wählte bei der zweiten Ausgabe, da er die ganze Erzählung ununterbrochen geben wollte, eine andere nicht besonders gelungene Anknüpfung, wodurch leider Hersiliens Brief wegfiel, und mit diesem auch die folgende Nachschrift, die zum Verständnisse des Zusammenhangs durchaus unentbehrlich ist:

„Hier brech' ich ab, theils weil ich gegenwärtig nicht weiter schreiben kann, theils aber um Ihnen einen Stachel ins Herz zu senken. Beantworten Sie sich die Frage nun selbst, wie wunderlich nach allem, was Sie gelesen, es um diese Frauenzimmer (Hilarie und die schöne Wittwe) stehn müsse. Bisher hatten sie gar

kein Verhältniß unter sich, sie kannten sich nicht, obgleich jede besonders auf eine Verbindung zu hoffen schien, die auch sie einander annähern sollte. Nun finden wir sie zusammen, aber allein, ohne männliche Begleitung, in die Welt ziehend. Was ist vorhergegangen, was kann daraus folgen? Sie, mein Guter, helfen sich gewiß dadurch heraus, daß Sie traurig vor sich hinsprechen: „Das sind nun auch wieder einmal Entsagende!“ Und darin haben sie vollkommen Recht; ob aber auch Hoffende? das darf ich nicht entdecken, und wenn ich's wüßte. Um Ihnen nun den Weg zu zeigen, wie Sie das liebenswürdige Paar auf Ihren Wanderungen treffen können, so ergreife ich ein wunderliches Mittel. Sie erhalten hierbei den kleinen Ausschnitt einer Landkarte; wenn sie diese auf die größere legen, so deutet die darauf gezeichnete Magnetnadel mit der Pfeilspitze nach der Gegend, wo die Suchenswerthen hinziehen. Dieses Räthsel ist nicht so gar schwer zu lösen, aber ich wünschte, daß Sie von Zeit zu Zeit gegen uns ein Gleiches thäten, und ein Schnippchen Landkarte an uns wendeten; wir würden alsdann doch einigermaßen erfahren, wohin wir unsere Gedanken zu richten hätten, und wie freudig würden wir sein, wenn die Nadel auch einmal von uns angezogen würde. Möge Ihnen alles Gute gegönnt, aller Irrthum verziehen sein.“

„Man sagt den Frauenzimmern nach, daß sie keinen Brief ohne Postscript absenden können: was man auch für Folgerungen daraus ziehen mag, so kann ich nicht läugnen, daß dieses schon die zweite Nachschrift sei, und worin eigentlich von der Hauptsache die Rede sein soll. Diesen Schaft des Pfeiles auf beikommendem Blättchen hat Hilarie selbst gezogen und mit zierlichem Gefieder geschmückt; die scharfe Spitze jedoch fügte die schöne Wittwe hinzu; geben Sie Acht, daß er nicht ritze, vielleicht gar treffe. Unsere Verabredung ist, daß Sie bei der ersten Zusammenkunft,

sie geschehe, wo sie wolle, gleich das Blättchen vorweisen, da Sie denn um so schneller und zutraulicher empfangen werden sollen."

Den Inhalt dieser Nachschrift hätte der Dichter in einem Briefe Hersiliens an Wilhelm mittheilen sollen, mit welchem sie ihm die Erzählung der Mann von funfzig Jahren eben so gut überschicken konnte, als sie ihm zwei andere während seiner Anwesenheit zu lesen gab. Freilich eine künstlerische Anordnung wäre auch hierdurch nicht gewonnen, wie wir diese überhaupt vor allem im zweiten Buche vermissen, wo wir von der Auffindung des nußbraunen Mädchens nur durch eine kurze briefliche Erwähnung vernehmen, was freilich mit entschiedenster Absicht geschieht, da später dieses unerwartete Auffinden, und hierbei Wilhelms frühere Erscheinung an diesem Orte, besonders wirksam hervortreten sollte.

Eine andere empfindliche Lücke bemerken wir in Bezug auf das Band, worüber Wilhelm sich III, 1 nähere Auskunft wünscht, aber nach der jetzigen Abfassung nicht erhält. In der ersten Bearbeitung gibt uns Friedrich (Kap. 16) darüber folgende Mittheilung: „Wenn zwei der Unsrigen irgendwo zufällig aufeinander treffen, so verfahren sie nach Stand und Weise, nach Handwerks- und Kunstgebrauch oder sonst nach irgend einer Sitte ihren gewöhnlich Bezügen gemäß. Dreie zusammentretend werden auch für eine Einheit gehalten, welche sich selbst regiert; gesellt sich aber ein Vierter hinzu, so wählen Dreie sogleich das Band. Dieses darf nun, es mögen sich so viel zusammengesellen, als wollen, immer nur eine neugewählte Person sein, weil im großen wie im kleinen Mitregenten wechselseits nur hinderlich sind." Im folgenden Kapitel heißt es, Lenardo erscheine überall als wanderndes Band, er werde bei kleinern und größern Vereinigungen meist gewählt.

Ein ungelöstes Räthsel begegnet uns III, 1 in dem wunderlichen Ton, den Wilhelm im Wirthshause, wo die Handwerker wohnen, zur Mitternacht vernimmt. „Es klang aus der Ferne her, und doch schien es im Hause selbst zu sein; denn das Haus zitterte manchmal und die Balken dröhnten, wenn der Ton zu seiner größten Kraft stieg. Wilhelm, der sonst ein zartes Ohr hatte, alle Töne zu unterscheiden, konnte doch sich für nichts bestimmen; er verglich es dem Schnarren einer großen Orgelpfeife, die vor lauter Umfang keinen entschiedenen Ton von sich gibt. Ob dieses Nachtschrecken gegen Morgen nachließ oder ob Wilhelm, nach und nach daran gewöhnt, nicht mehr dafür empfindlich war, ist schwer auszumitteln; genug, er schlief ein.“ Die ohne Zweifel beabsichtigte Aufklärung ist weggeblieben. Man fühlt sich hierbei zunächst an den wunderlichen Schall am Ende des Bruchstückes die Geheimnisse gemahnt, ohne daß sich hieraus eine Deutung ergäbe. Unglücklich genug hat man an den schrillen Ton einer Dampfmaschine gedacht, deren unendliche Bedeutsamkeit wir hier vorgedeutet fänden. Ohne Zweifel kommt der Ton von der gewaltigen Stimme St. Christophs her, der auch auf den Wanderungen in den Gebirgsthälern bei Nachtzeit das Haus verläßt, und durch seine fürchterliche Stimme die Gegend in arge Aufregung versetzt (III, 5.) Wie der Barbier neben seiner Kunst sich in der Erzählung von Märchen hervorthut, so wird St. Christoph neben seiner riesigen Stärke, die ihn zum Lastträger geschickt macht, auch seine Donnerstimme benutzen, und sich zum nächtlichen Signalgeben gehörig vorbereiten.

Höchst störend wirkt die zwischen II, 8 und 9 eintretende wunderlich nüchterne Zwischenrede, in welcher uns der Dichter einige Jahre zu überspringen nöthigt, ja wir hören hier sogar, daß er an dieser Stelle nur deshalb das zweite Buch nicht schließe,

weil der zweite Band der Wanderjahre dann zu unverhältnißmäßig dünn werden würde. Auch in der ersten Ausgabe war hier eine Zwischenrede, aber zwischen beiden Kapiteln wurde dort nur ein kürzerer Zeitraum angenommen, so daß der unmittelbar darauf erfolgende zweite Besuch der pädagogischen Provinz gerade ein Jahr nach dem ersten fiel. In jener frühern Zwischenrede, hieß es: „Hier, wo von einem großen Gegenstand die Rede ist, den man aufs ausführlichste behandelt wünschte, findet sich leider nur allzuwenig aufgezeichnet, und wir dürfen nicht hoffen, daß eine vollständige Ansicht aus unsern Ueberlieferungen möglich ist.“*) Auch in unserer zweiten Ausgabe macht der Dichter, was wohl in Betracht kommt, auf eine ganz abgerundete Darstellung keinen Anspruch, er will bloß als Anordner überkommener Papiere und als zusammenfassender Berichterstatter gelten (II, 10 zweimal, III, 8 zu Anfang, 11 zu Ende), und so gibt er einmal ein Urtheil eines Kenners über die landschaftlichen Zeichnungen des Malers, ja sogar eine sachliche Erklärung des Ausdruckes „Wildhäuer“, gleichsam wie eine Anmerkung zum Texte. So kann es denn auch nicht besonders anstößig erscheinen, wenn III, 16 bemerkt wird, die Pflicht des Mittheilens, Darstellens, Ausführens und Zusammenziehens werde immer schwieriger; hier, wo jeder fühle, daß sie sich diesmal dem Ende näherten, versetze ihn die Furcht, in Umständlichkeiten zu gerathen, mit dem Wunsche, nichts unerörtert zu lassen, in Zwiespalt, und er wolle dasjenige, was er damals gewußt, und das, was später zu seiner Kenntniß gekommen, hier zusammenfassen und in diesem Sinne das übernommene ernste Geschäft als Referent getrost abschließen. Genaueres über Lotha-

*) Ueber die Beschaffenheit der dem Dichter als Redakteur vorliegenden Papiere sprach sich eine frühere Zwischenrede nach Kap. 11 aus.



rio, Theresen und Natalie mitzutheilen, wird sonderbar mit dem Bedeuten abgelehnt, daß ihr bisheriges Geschäft sich nur vorbereitend auf das große Unternehmen bezogen habe, wobei dann noch zu gemüthlicher Beruhigung die Hoffnung ausgesprochen wird, „sie dereinst in voller geregelter Thätigkeit, den Werth ihrer verschiedenen Charaktere offenbarend, vergnüglich wiederzufinden".

Müssen wir hiernach auch freilich zugestehn, daß die äußere Anlage des Romans sehr viel zu wünschen übrig läßt, so ist dagegen die innere Form um so ausgezeichneter; denn mit feiner Berechnung und schöner Einsicht sind alle einzelnen Partien des Werkes gerade dorthin gestellt, wo sie die allergrößte Wirkung üben, wie Lenardos Entdeckung des nußbraunen Mädchens, Wilhelms Bericht über seine anatomischen Studien und der so gewichtig das zweite Buch schließende Brief an Natalien mit der herrlichen idyllischen Jugendgeschichte. Durch die Verschlingung der verschiedenen Ereignisse und Beziehungen der Hauptpersonen, zu denen wir auch Hersilie mit ihren leidenschaftlich eingreifenden Briefen rechnen müssen, so wie durch die glückliche Spaltung längerer Darstellungen, wie besonders bei der pädagogischen Provinz und bei Lenardos Entdeckung des nußbraunen Mädchens, wird, abgesehen von den eingestreuten Erzählungen, eine erfreuliche Abwechslung gewonnen und zugleich die lebhafteste Spannung erhalten.

Wenden wir uns endlich zu Darstellung und Ausdruck so ist nicht in Abrede zu stellen, daß einigemale Mattes und Wunderliches*) unterläuft und einzelne sprachliche Eigenheiten hier

*) Wunderlich genug heißt es gegen Ende des ersten Buches: „Der Gegenstand sowohl als die Kunst ward in dem kostbarsten Lädchen aufbewahrt", statt „sowohl des Gegenstandes als der Kunst wegen ward es" u. s. w. An andern Stellen mögen Druckfehler unterlaufen, wie III, 1 in den Worten „mit Lothario und jenem Befreundeten" jenen zu lesen sein dürfte. Eine Lücke

häufiger als in den frühern Schriften unseres Dichters hervortreten. Allein abgesehen von diesen unbedeutenden, zuweilen störenden Eigenheiten, von denen in ganzen großen Abschnitten nicht die mindeste Spur zu finden, zeigen die Wanderjahre eine Fülle und einen Reichthum der Darstellung, wie wir sie selbst bei Goethe sonst nirgends antreffen. Als Eckermann den Dichter die Frage vorlegte, woher es komme, daß jede der verschiedenen Erzählungen unseres Romans einen besondern Ton und Charakter habe, erwiderte dieser treffend, er sei dabei wie ein Maler zu Werke gegangen, der bei gewissen Gegenständen gewisse Farben vermeide und gewisse andere dagegen vorwalten lasse. Welch ein frischer Jugend- und Lenzhauch weht uns aus der Knabengeschichte Wilhelms im Brief an Natalien entgegen! Dagegen umfängt uns in St. Joseph der selige Friede einer in stiller Beschränkung andächtig Gott zugewandten Seele, jene himmlische Engelsruhe heiliger Einfalt, die uns aus den Heiligengeschichten des Mittelalters anspricht, aber zugleich dieses wonnige Gefühl reinen Familiensegens, das dem Leben herzliche Innigkeit und den schönsten menschlichen Halt verleiht: es ist, als ob wir vor einem jenen wunderbar die Herzen ergreifenden Bilder der altdeutschen Malerschule ständen, wo jeder Strich, jeder Zug von frommem Glauben verklärt scheint. Wie sticht hingegen der Mann von fünfzig Jahren ab, mit der ganzen Feinheit reichster Weltbildung, der vollen Sicherheit stolzen Selbstbewußtseins, ja selbst

oder eine Nachlässigkeit des Ausdrucks sind an einigen andern Stellen anzunehmen. Die Abwechslung zwischen „Gute-Schöne“ und „Schöne-Gute“ III, 13 und 14 kann kaum beabsichtigt sein; ersteres dürfte den Vorzug haben. Als Schöne, Gute wird Johanna Sebus (Ballade 7) bezeichnet. Juliettens Name ist einmal (I, 6) statt Julie herzustellen. Ein Versehen anderer Art ist es, wenn gegen den Schluß von Lenardos Tagebuch (III, 5) dessen Name an der Stelle des nothwendig erwarteten Fürwortes erster Person steht.

in der Darstellung leidenschaftlicher Verwicklung vermissen wir nicht den ruhigen Ton des gewandten, klar blickenden, tief erfassenden Weltmanns. Einen nicht weniger scharfen Gegensatz zeigen die neue Melusine und die Darstellung von der durch Lenardo erfolgenden Entdeckung des nußbraunen Mädchens. In ersterer bewundern wir die meisterhaft bis in den einzelsten Ausdruck der ganzen Darstellung eingeflößte leichtsinnige Schalkhaftigkeit, die sich des Märchentons geschickt bemächtigt, uns dabei aber in das genußsüchtige Treiben der tollen Welt einen heiter anmuthigen Blick gestattet, wogegen uns in Lenardos Wanderungen durch die Gebirgsthäler das beschränkte Leben der Spinner und Weber in einem anmuthigen, sprechend wahren Bilde entgegentritt, wobei der Dichter allmählich die ersten Anfänge des Spinnens bis zur höchsten Entwicklnng des Webstuhles vor uns vorüberführt, und in dem wunderlichen Schicksale Susannens gewinnt die ganze Darstelluug einen so ergeifenden, die Seele wahrhaft erschütternden Ausdruck, daß alle unsere spätern Dorfgeschichten vor dieser einfachen Größe, wie die Götzen vor dem Knaben Jesu, bestürzt in sich zerfallen. Doch nicht allein in diesen Erzählungen bewährt der Dichter seine alte Meisterschaft, auch sonst zeigt der ganze Roman, wenige Stellen abgerechnet, die sicherste Kunstgewandtheit auf eine an dem Greise höchst überraschende Weise. Wie leicht hingeworfen und doch lebendig gezeichnet erscheint uns die heitere Hersilie, welcher bei allem schalkhaften Scherze doch das tiefste echtweibliche Gemüth innewohnt, das besonders aus ihren muntern, die innere Aufregung schwer unterdrückenden, ja deutlich verrathenden Briefen hervorbricht! Selbst in den ganz nebensächlichen Personen, wie dem sich wild umhertreibenden Fitz, einem schönen Gegensatz zu dem unter liebevollster Sorgfalt sich heranbildenden Felix, erkennen wir lebendig ausgeprägte, frisch athmende


Digitized by Google